

Schlesische Sonntags

BRESLAU, SONNTAG, DEN 20. JUNI 1943
14. JAHRGANG / NR. 25 / PREIS 20 PFENNIG



In diesem Heft:
Wäike Roman
Wäike Toffenbuckel



Zwei Jahre Ostkrieg

Am 22. Juni 1941 wandte sich der Führer in einem ersten und aufrüttelnden Appell an die deutsche Nation und forderte sie auf, die aus dem Osten drohende große Gefahr, die schwerste, der das Reich in seiner Geschichte je gegenüberstand, abzuwehren.

Nur durch den mit aller Wucht geführten, überraschenden Gegenstoß der deutschen Wehrmacht war es möglich, die in den Räumen von Bialystok und Lemberg aufmarschiereten bolschewistischen Angriffsarmeen zu stellen und zu vernichten. Schon nach diesen ersten großen Schlägen war es deutlich, welche Gefahr durch die Dezimierung dieser sowjetischen Millionenarmeen von Europa abgewandt wurde. Denn diese Revolutionsarmee hätte sich nicht damit begnügt, den Balkan und damit einen Weg zum Mittelmeer zu erobern, sie wäre über ganz Europa bis zur atlantischen Küste hinweggebraust.

Der leidenschaftliche Appell des Führers blieb nicht ungehört. Finnland, Rumänien, Ungarn und Italien, Freiwilligenverbände aus allen europäischen Nationen traten an, um die Kultur und die Existenz des Abendlandes zu verteidigen. Die Größe der Gefahr schuf eine europäische Solidarität, an der der Vernichtungswille der Steppe zerbrach.

In einer raschen Folge von Kesselschlachten wurden zahlreiche sowjetische Armeen aufgerieben, Panzer, Geschütze, Flugzeuge und Kriegsmaterial in ungeheuren Mengen erbeutet und die Bolschewisten 1000 Kilometer tief in das Innere der Sowjetunion zurückgeworfen. In erster Linie waren diese großen Erfolge der Tapferkeit des deutschen Grenadiers zu danken.

Als dann plötzlich der Winter einbrach und eine unwahrscheinlich starke Kälte jeden weiteren Vormarsch unmöglich machte, hoffte man in Moskau, den verbündeten Truppen das Schicksal Napoleons bereiten zu können. Aber an der hohen Kampfmoral des Ostkämpfers zerbrachen die rücksichtslos geführten sowjetischen Massenangriffe, und bei Beginn des Frühjahrs 1941 waren die Schlüsselstellungen fest in deutscher Hand.

Sewastopol wurde erobert. In der Schlacht von Charkow eine weitere Sowjet-Armee vernichtet, die Krim restlos von den verbündeten Truppen besetzt und am Ende des Sommerfeldzuges 1942 standen deutsche Grenadiere in Stalingrad und am Fuß des Kaukasus.

Die Krisis des zweiten Ostwinters und der Heldenkampf von Stalingrad offenbarten noch einmal die Größe der bolschewistischen Gefahr. Dem deutschen Soldat gelang es, in beispielhaftem Einsatz diese Krisis zu überwinden und die Front in siegreichem Gegenstoß zu stabilisieren. Die Heimat aber setzte im Zeichen des totalen Krieges alle verfügbaren Kräfte für den Existenzkampf der Nation ein.

So steht zu Beginn des dritten Kriegsjahres mit der Sowjetunion das deutsche Ostheer im Verein mit seinen Verbündeten bereit, den Kampf gegen die bolschewistische Weltgefahr weiterzuführen, bis sie endgültig gebannt ist. Der heldenmütige Geist des deutschen Grenadiers ist ein sicherer Garant dafür.

„Feuer frei!“ Der Truppführer gibt das Kommando, nachdem der Granatwerfer in Stellung gegangen ist.

PK.-Aufnahme: Kriegsbildner Karl Müller (Hf.)

G. Sch.

Der Landser mit der Sonnenblume

Ein überraschendes Erlebnis im Osten und seine späte Fortsetzung

PK. Diese Geschichte konnte nicht früher erzählt werden. Denn wir wußten bis jetzt nicht, wie sie begann und endete. Das mag merkwürdig klingen, aber es ist so.

Im Hochsommer vorigen Jahres erlebten wir auf einem Feldflugplatz im Osten, wie ein Landser über das Feld rannte mit einer riesengroßen Sonnenblume in der Hand. Er stürzte auf die Ju zu, deren Motor schon angeworfen war, schwenkte das Prachtexemplar und schrie aus Leibeskräften: „Halt, halt! Einen Augenblick noch!“

Wir lachten. War der gute Mann sehr dreist oder sehr naiv, bildete er sich ein, daß der Flugzeugführer...?

Aber das Unerwartete geschah. Der Motor wurde abgestellt, das Kanzelfenster öffnete sich, ein Mann in Fliegerkombi beugte sich heraus und rief etwas. Leider verstanden wir kein Wort der kurzen Unterhaltung. Doch sahen wir, wie der Flugzeugführer erst abweisend den Kopf schüttelte, dann laut über den Platz lachte und endlich mit dem Daumen rückwärts deutete — zur Kabinentür, die sich öffnete.

Der Landser mit der Sonnenblume lief hin und drückte in die sich hinausstreckende Hand just das Blümchen und noch etwas dazu. Dann dankte er, seine zusammengelegten Hände hochhaltend und in Richtung der Kanzel kräftig schüttelnd, wortlos, aber mit strahlendem Gesicht.

Noch bevor die gute, alte Ju 52 donnernd aufstieg, raste er über das Feld zurück. Wir waren viel zu neugierig, um nicht sofort hinter ihm herzurennen und erwiachten ihn auch, als er ein Kraftfahrzeug bestieg. Bevor wir zum Fragen kamen, brüllte er: „Keine Zeit! Muß zum Kommandeur!“ und startete schon. Kurz entschlossen sprangen wir auf. Doch der Wagen fuhr nur ein kurzes Stück und hielt. Der Major kam. Wir nahmen Haltung an. Er stieg grüßend ein und...

Vorbei! Was hatten wir schon erfahren aus den wenigen Gesprächsätzen? Die Sonnenblume war Privatsache, ganz privat sozusagen. Haha, dachten wir, also für die Braut? Aber der Befragte winkte mit großer Geste ab. Er grinste...

Dann war, wie gesagt, der Kommandeur gekommen.

*

Es wurde Herbst, Winter und Frühling. Die Sache ließ uns keine Ruhe. Wir rätselten oft hin und her, sagten uns schließlich, erstens werden wir es doch nicht mehr erfahren und zweitens geht es uns ja auch nichts an. Privat, ganz privat...

Die Welt ist jedoch ein Dorf. Und der Zufall oder das Schicksal wollten wohl, daß diese Geschichte erzählt wird. Wir trafen ihn wieder, den Gefreiten vom Sommer und Unteroffizier von heute. Er saß in einem Soldatenheim. Zwei Stühle an seinem Tisch waren frei...

„Willst, mußt Du Dich beeilen!“ schrieb meine Frau. Also faßte ich mir ein Herz und ging zum Chef. „Urlaub? Ja, aber erst in einigen Wochen. Ein Kind? So so, das erste! Wollen mal sehen!“

Ich durfte fahren und kam am 2. August mittags in Berlin an. Ich



„Es war wieder die Zeit, da die Sonnenblumen blühen...“

PK.-Auln.: Kriegsber. Böttgen (All.)

Da setzten wir uns also neben ihn und knüpften, unschuldig tuend wie die Lämmer, ein Gespräch an. Er hatte uns nicht erkannt. Wir sprachen bei vielen Zigaretten und einigen Gläsern Bier über dies und das, kamen zufällig auf Flugzeuge und darauf, wie hilfsbereit und kameradschaftlich die Flieger sind. Feine Kerle! Nehmen manchmal einen Feldpostbrief mit ins Reich und...

„Ihr kommt mir doch irgendwie bekannt vor!“ meinte er plötzlich. Da sagten wir es ihm rund heraus. Und er lachte mit uns. Gut, wir sollten die Geschichte hören. Alles, jawoll — Anfang und Ende.

Da ist sie, genau so, wie er sie uns erzählt hat!

*

„Es war im Sommer 1940, nach dem Ende des Frankreichfeldzuges. Wir lagen in der Bretagne, als ein Brief von daheim kam.“

„Wenn Du noch rechtzeitig da sein

hatte rechtzeitig telegraphiert, aber danach richtet sich die Natur nicht. Drei Stunden, bevor ich unsere Wohnung betrat, war meine Frau in die Klinik gefahren. Meine Mutter meinte, es habe auch keinen Zweck, vor elf Uhr abends anzurufen, um nachzufragen. Das hätte man ihr in der Klinik noch gesagt.“

Gut denn. Ich blieb zu Hause. Mutter deckte gemütlich den Kaffeetisch. Wir hatten uns viel zu erzählen. Aber innerlich wurde ich immer unruhiger. Zum Kuckuck, dachte ich, wenn man Vater wird, hat man fast mehr Angst als beim ersten Kugelpfeifen. Ich hielt es einfach nicht mehr aus in der Stube, lief hinaus und wanderte allein durch die Straßen, bis es dunkelte. Eine Stunde früher rief ich an. Als ich meinen Namen genannt hatte, hieß es: nicht vor morgen früh!

Mir war nach männlichem Trost zumute. Ich suchte zwei alte Freunde auf und ging mit ihnen in unser Stammlokal.

Um ein Uhr nachts stand ich wieder am Telephon. Stundenlang hatte ich es angestarrt. Es lockte und rief, obgleich ich doch keine Hoffnung haben konnte, Neues zu erfahren.

Um so unerwarteter war die Antwort auf meine Anfrage. „Ein Junge, alles gesund! Jawohl, alles gesund. Acht Pfund wiegt er. Wir gratulieren!“

Himmel! Ich hieb auf den Tisch, daß die Gläser tanzten. Sie wurden noch oft gefüllt in dieser Nacht.

Wir verließen sehr aufgeräumt das Lokal. Ich sang vor Glück. Draußen war es schon hell.

Und dann geschah die Sache mit der Sonnenblume. Es war eigentlich eine peinliche Angelegenheit.

Vor einer Zeitungsfiliale, mitten in einem Vorgarten stand sie. Einsam, goldgelb, leuchtend, herrlich anzuschauen. Sie erschien mir als Symbol des Lebens, als die schönste aller Blumen überhaupt.

Ich schnitt sie ab (nicht weiter-sagen: mit dem Seitengewehr!), schwenkte sie wie eine Fahne und wollte mich still davonmachen.

In diesem Augenblick packte mich jemand am Kragen. Vor mir erblickte ich ein grauhaariges Männchen. Es fuchtelte wild mit einem Spazierstock vor meiner Nase herum und schimpfte. Das war ich also nach diesen Worten: ein gemeiner Blumen-dieb.

Meine Freunde kamen hinzu. Einer flüsterte: „Hättest du nicht tun sollen. Der Alte leitet nämlich die Filiale, diesen dunklen Laden. Es ist seine Sonnenblume. Er liebt sie, pflegt sie und schaut oft aus dem Fenster auf ihren strahlenden Kranz.“

Ich war zerknirscht, ehrlich zerknirscht, bat um Verzeihung, versuchte, alles zu erklären, und fügte hinzu, daß ich diese selten schöne Blume morgen früh meiner Frau bringen wollte...

Das Poltern des Alten ging in ein Brummeln über. Dann sah er mich an, gütig wie ein Vater, und faßte meine Hand: „Dann darf ich nicht mehr böse sein! Bitte, behalten Sie die Blume. Ich schenke sie Ihnen gern. Mag sie dem Buben Glück bringen!“

Da bin ich schweigend, die Riesensonne in der Hand, davongegangen.

Am nächsten Morgen brachte ich sie meiner Frau. Sie nahm sie sehr erstaunt und mit einem Lächeln entgegen, wie ich es noch niemals bei ihr gesehen hatte. So groß war die Blume, daß man in der ganzen Klinik keine Vase für sie fand. Man holte eine mächtige Korbflasche. Darin stand sie all die Tage, den ganzen Raum durchstrahlend. Immer, wenn ich am Bett meiner Frau saß, und wir beide das seltsame, krabbelnde, schreiende Etwas betrachteten, das nun unser Junge war, schauten wir auch auf die Sonnenblume.

Na ja — und was dann geschah, ist schnell erzählt. Zwei Jahre vergingen. Wir lagen im Osten. Da kam ein Brief, genau wie damals. Meine Frau schrieb: „Bald, Mitte August, könntest Du mir wieder eine Sonnenblume bringen — wenn Du bei mir wärst!“

Diesmal dachte ich nicht an Urlaub, keiner von uns dachte daran. Auch meine tapfere Frau nicht.

Es war wieder die Zeit, da die Sonnenblumen blühen. Vor unserem Dorf standen sie als weite, wogende Felder, unendlich viele. Ich schaute oft in das leuchtende Meer und wünschte mir, nur eine zu pflücken und...

Aber das ging ja nicht.

Am 12. August rief mich der Kommandeur zu sich und befahl seinen Wagen. „Wir fahren nach X. zum Feldflugplatz.“

Nach X.!? Da waren wir schon zweimal vorher. Von dort starteten doch täglich Flugzeuge nach Berlin?

Ein Gedanke durchglühte mich, ein schöner Gedanke. Ich rannte schnell in das Sonnenblumenfeld, suchte die schönste, größte, höchste Blume aus, verbarg sie im Wagen und...

Er hielt inne.

„Nun wißt ihr also, warum damals plötzlich ein Landser mit einer Sonnenblume zur Ju 52 rannte. Sie ist pünktlich angekommen, die Blume. Auch das ersehnte Mädchen. Ingrid heißt es...“

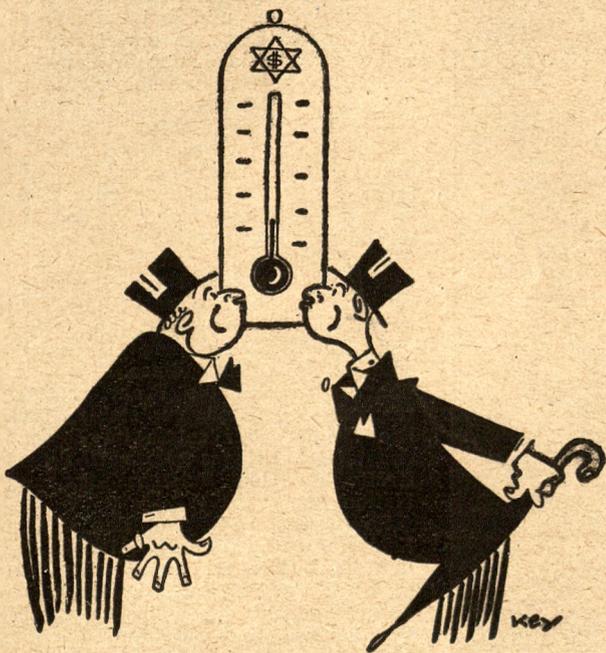
Bedächtig holt er ein Bild aus der Tasche und reicht es uns. „Als ich Weihnachten auf Urlaub war!“

Wir betrachteten es lange, lächeln in frohe Kinderaugen hinein, heben unser Glas und sagen: „Auf die beiden Sonnenkinder!“

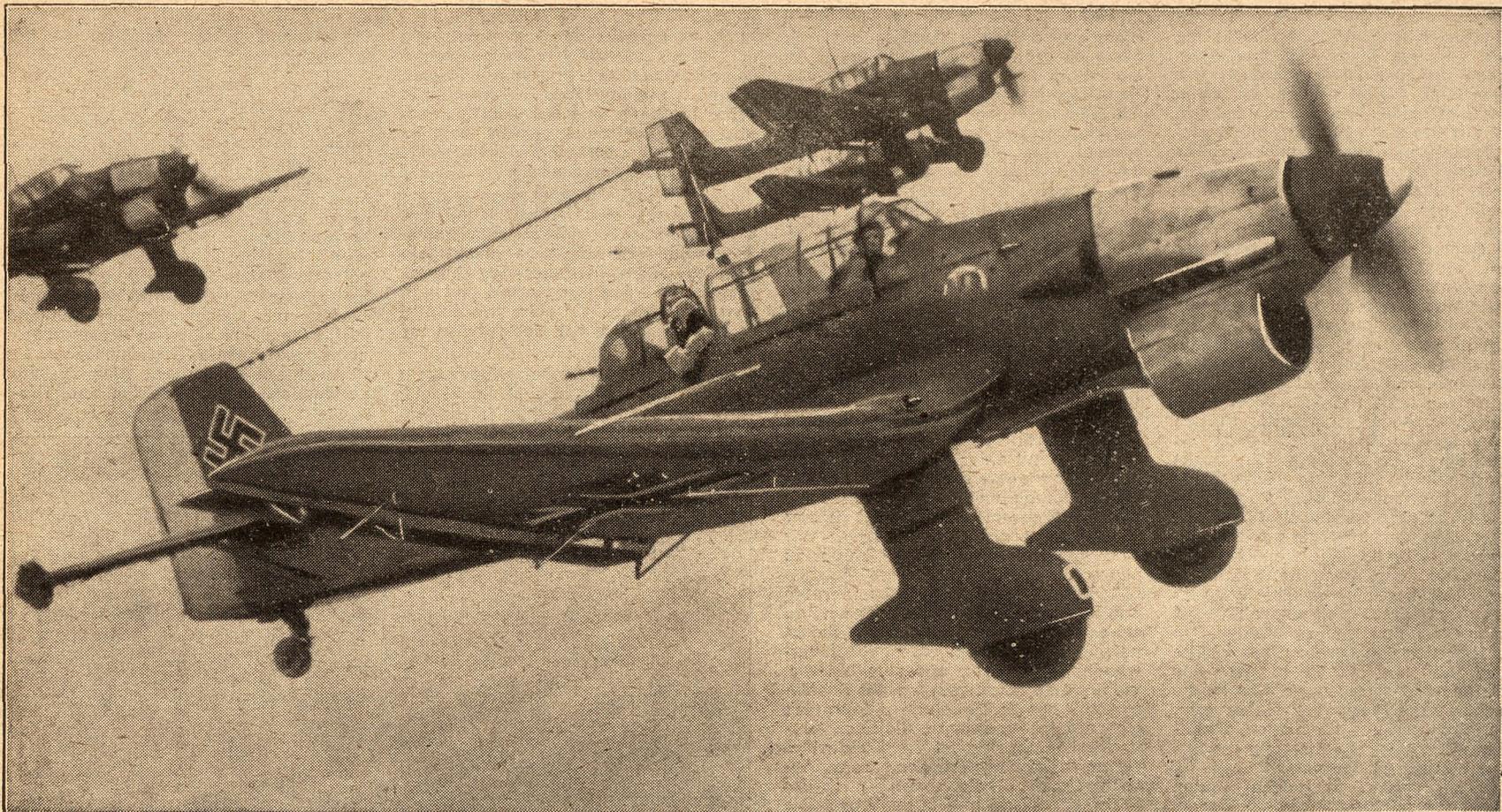
„Ja“, meint er dankend, „und auf die Zeit, wenn die Sonnenblumen wieder blühen!“

PK-Kriegsberichter
Friedrich Gerlach

Antisemitismus



„Pusten mußte, Isidor, feste pusten, damit das Stimmungsbarometer nich noch mehr abrutscht!“



Sturzkampflugzeuge bei einem erfolgreichen Angriff auf britische Schiffsziele

Der Verfasser unseres Tatsachenberichts hat eben das Kabinendach der Ju 87 zurückgeschoben, um die Wirkung der Bomben zu photographieren.

Feuer am OLYMP

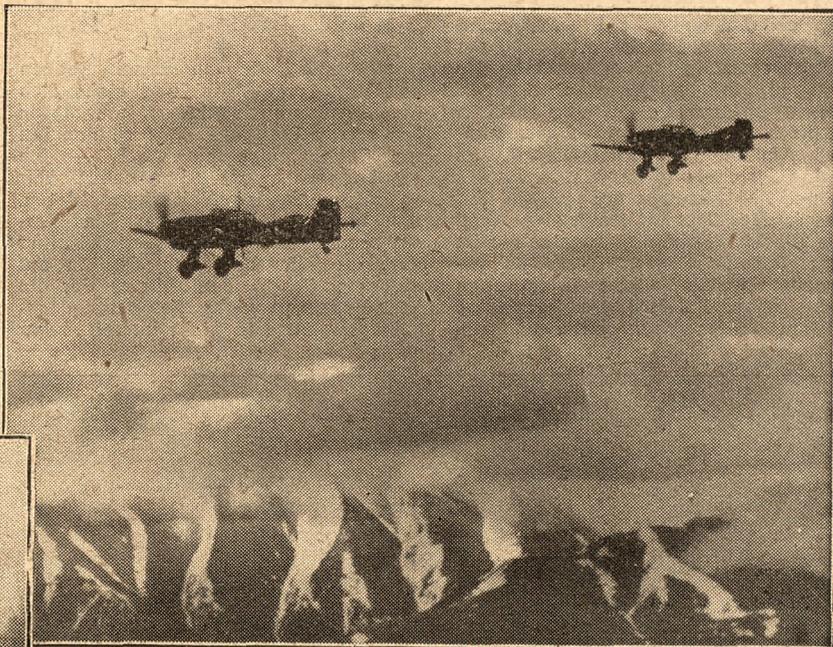
Kampf und Einsatz einer Stuka-Gruppe im Südosten • Von Kriegsberichterstatter Leutnant Benno Wundshammer

Das Meer ist ruhig. Der Sturm, der gestern graue Wasserberge gegen die Mole warf und die Bedienung des Flakgeschützes mit Wasserstaub und schaumigen Flocken überschüttete, hat sich ausgetobt. Gleisend dehnt sich das Meer zum Horizont — sattes Graugrün unter einer blauen Glasglocke. Es ist Ebbe, und vor den sanftgewellten Dünenhügeln breitet sich ein schimmernder Sandstreifen. Dazwischen funkeln die klaren, durchsichtigen Bäche des zurückströmenden Wassers.

Die „rochers noirs“ sind für kurze Stunden sichtbar, an ihnen spritzt und plätschert die fallende Flut wie eine Liebkosung. Der Strand ist ge-

sprenkelt mit Muscheln, großen, kleinen, flachen und gedrechselten. Wie das spielt und schimmert in allen Farben vom stumpfen Grau zu durchdringlichem Stahlbau, vom zarten Rosa bis zum flammenden Purpur. All dies lebt in berückender Fülle und schickt seine strahlenden Schönheiten durch das klare Wasser. Erst wenn man sie aus ihrem Element herausnimmt, wirken diese zauberhaften Wunder wie verblaßt und gestorben.

Ich stehe an der französischen Küste und schaue, immer wieder verwundert, in das verwirrende Räderwerk der Natur, die wir so oft vergaßen. Es ist der gleiche Horizont,



In Wolken und Nebel über dem Olymp

Stukas fliegen einen Angriff gegen die britischen Stellungen am Fuße des Gebirges.



Nach der Bezwingung des Rupel-Passes

Männer eines Grenadier-Regiments, denen der Einbruch in diese mit allen Mitteln ausgebaute Paß-Stellung gelang.

der bei den Englandflügen im Herbst dieses Jahres unverrückbar vor den Kanzeln unserer Flugzeuge stand, bis die Kreideküste Englands allmählich über ihn herauswuchs. Es ist das gleiche Meer, über dem sich erbitterte Luftschlachten mit wütendem Motorengeheul und dröhnendem Hacken der Maschinenwaffen abspielte. Wer fiel, stürzte mit seinem Flugzeug in die See.

Wo sind sie geblieben, diese wilden Tage und die frohen, unvergessenen Kameraden? Sie sind versunken für immer und nur in unseren Träumen erwachen sie zu einem gespenstischen Leben. Für den Betrachter auf der Erde wirkt der Luftkampf nur wie ein spielerisches Durcheinander zierlicher

Vögel im blauen Himmelsglask; die Sprache ihrer Waffen ist hier unten nur noch ein leises Schnarren, das der nächste Windstoß hinwegreißt. Und wir sind manchmal geneigt, die vergangenen Tage ähnlich zu sehen. Man steht hier und wundert sich über jede kleine Welle, schüttelt den Kopf und begreift nicht ganz...

Wie gut, daß die Kameraden da sind. Sie bedeuten Halt, Ruhe und Heimat! Wenn wir zusammensitzen vor Gläsern, in denen es gelb oder dunkelrot funkelt, dann reden wir immer wieder von den gleichen Dingen, von Kampf und Sieg und Tod. Und wenn Lieder und Musik aufklingen und die Betäubung der Seelen hinwegschwemmen, dann leben auch wieder unsere Kameraden, leben mitten unter uns.

In der Nacht greift der Brite die Küste an. Das Meer ist schwarz geworden und der Himmel dunkel wie blauer Samt. Weit drüben an einem Küstenvorsprung liegt die Hafenstadt; von dort herüber schüttern die dumpfen Explosionen krepierender Bomben und die schmetternden Abschüsse schwerer Flak. Der glitzernde Sternenhimmel hat an einer Stelle ein ausgefranstes, dunkles Loch: eine Wolke die genau über der angegriffenen Stadt steht. Ueber dieser Wolke haben sich die englischen Kampfflugzeuge angeschlichen und versuchen, ihre Ziele auszumachen.

Mit einem Schlag sind die Scheinwerfer aufgeflammt; ihre Strahlen tasten in den Raum und stechen wie scharfe Lanzen durch die Wolke, die bläulich-weiß aufschimmert. In den Felsen schießt Flakartillerie gelbliche Feuerblitze. Ihr Widerschein zuckt über der Bucht. Für eines Herzschrags Kürze erkennt man blaue Wogen und silbernes Schaumgekräusel, dann breitet sich die Nacht wieder aus wie ein schwarzes Tuch. Viel später erst grollen die Abschüsse zu uns herüber. Jetzt ist drüben die Abwehr in voller Stärke aufgelebt; gelbe, weiße und purpurrote Feuerbälle steigen in leichtgekrümmten Parabeln zur Wolke hinauf und verlöschen in ihr. Die Entfernung ist zu groß, wir können die Abschüsse der Marineflak nicht hören. So erleben wir nur ein lautloses, vielfarbiges Feuerwerk, aber wir kennen seine tödliche Bedeutung.

Zu oft sahen wir solche bunten Bälle zu uns heraufziehen. Zuerst, wenn sie sich vom Erdboden lösten, schienen sie langsam und geruhsam zu schweben; allmählich stiegen sie höher, dann aber wuchs ihre Geschwindigkeit beängstigend, und zum Schluß fegten sie vorüber wie beißende, tödliche Pfeile.

Heute sehen wir zu und sind nur gespannt, wer sich durchsetzen wird. Der Tommy da oben, der feindliche Pilot, der jetzt hinter der gläsernen Kanzel in den unendlichen Raum hinunterstarrt, zitternd vor der unbarmherzigen Helle der nach ihm greifenden Scheinwerfer und zusammenschreckend bei den rotgelben Explosionen krepierender Flakgeschosse? Oder ob der deutsche Flakartillerist, die Männer am Scheinwerfer und am Meßgerät Erfolg haben werden, die jetzt in die samtene Dunkelheit spähen, aus der sie schmale Streifen mit ihren Scheinwerfern heraus schneiden? Am nächtlichen Himmel tanzen feurige Striche und Kugeln.

Eine Viertelstunde schon geht der Kampf. Der Tommy traut sich nicht über die Wolkenränder hinaus, die im Licht der Scheinwerfer als scharfbegrenzte weiße Zacken zu erkennen sind. Ohne Erdsicht läßt er seine Bomben fallen. Wir sehen uns an.

Einer sagt halblaut: „Laurige Brüder“, ein anderer: „Gut, die Flak“, sonst ist nur halblautes Brummen zu hören, das Unwillen oder Anerkennung bedeutet. Ohne Pause tanzen die bunten Kugeln des großen Jongleurs Tod am Nachthimmel; das gleichmäßige Rauschen der Wellen und das dünne Wispern des Windes, der durch die Dünengräser streicht, sind die Musik dazu.

Jetzt! Eine Maschine ist aus der schützenden Dunstschicht herausgestoßen! Im gleichen Augenblick haben die Scheinwerfer zugefaßt. Die Maschine schwebt einen Augenblick gerad aus wie ein glitzerndes, hell-singendes Insekt. Die Flakbatterie jagt geschlossene Salven herauf und nun beginnt der Todestanz des Insekts zwischen böseartig funkelnden Feuersternen. Das feindliche Flugzeug kurvt, es fällt und steigt und treibt dahin wie auf einer gewaltigen Sturmboe. Unbarmherzig folgen die Scheinwerfer, immer mehr Arme richtet der weiße Polyp auf sein Opfer, immer dichter wird der Feuervorhang. Wir sind gebannt und wagen kaum zu atmen...

„Treffer!“ stellt eine Stimme ruhig und leidenschaftslos fest. Wir wußten es, es mußte so kommen. Das Insekt hat sich plötzlich in eine Fackel verwandelt und stürzt aus dem blassen, vielarmigen Strahlenkranz der Scheinwerfer, der noch einen Augenblick stehenbleibt und dann plötzlich verlischt. Gleichzeitig ist die Flakartillerie zur Ruhe gekommen, kein Abschuß mehr, kein Lärm; nur das Meer, der Wind und unser Atem. Die Fackel fällt vom Himmel.

Wir gehen langsam zurück. Die Asphaltstraße wirft den Hall unserer Schritte gegen die Häuserwände. Ueber den Marktplatz gehen einige Matrosen, sie grüßen. Die deutsche Reichskriegsflagge auf dem Dach der Kommandantur flappt im Wind. Von Windstößen zerfetztes Klaviergeklimper tönt durch die Dunkelheit. Eine Tür öffnet sich, ein Schwall von Musik und Menschenstimmen bricht über uns herein. Die Luft ist warm, süß von Parfüm und beißend von Zigarettenrauch.

Harald, der Klavierspieler, häm-mert gerade unseren Lieblingsschlager: „Oh, Josef, Josef!“

*

Der Chef ist gekommen. Soeben betritt er den Raum und sieht sich einen Augenblick suchend um. Dann hat er uns entdeckt. Wir können ihn gut leiden, unseren Chef — ich glaube, weil er das Leben kennt. Wir sehen ihn an, den Weltkriegssoldaten, den Farmer in Ostafrika, den Versicherungsvertreter und Tennistrainer der Nachkriegszeit, den Kapitän auf eigenem Schiff, den Mann, der im Leben schon viele Schlachten geschlagen hat und nicht immer Sieger

blieb, aber immer den Kampfplatz wie ein Sieger verließ. Wir sind aufgestanden; nach der Begrüßung legt er ab und nimmt Platz. Während er seine Zigarette aus der Tasche zieht und ein Streichholz anreißt, sagt er so nebenbei: „Lassen Sie sich nichts anmerken: Wir kommen weg.“

Einen Augenblick starren wir auf die schmale, zerarbeitete Hand mit dem goldenen Siegelring; die Streichholzflamme zittert und erlischt allmählich. Dies ist also der Augenblick, auf den wir schon solange gewartet haben. Es geht wieder los! In einer Sekunde hat sich für uns die Welt verändert.

Auf der Tanzfläche wird immer noch getanzt. Harald sitzt am Flügel,

Deutschland führt. Auf Ihr Wohl, meine Herren!“

Es wird ein später Abend. Wir reden durcheinander wie in einem Fieber und zergrübeln uns die Köpfe nach dem wahrscheinlichen Marschziel. Militärische und politische Kombinationen entstehen. Es sind zwecklose Gespräche. „Ist ja auch ganz egal, Kinder, wo wir hinkommen! Hauptsache, es geschieht wieder mal was!“ Das große Abenteuer hat uns gefaßt! Wir sind ihm rettungslos verfallen, seiner Ungewißheit, seinem Locken und seinen Versprechungen. Wir berauschen uns an fernen Ländern, und fremde Namen blühen in unseren Gesprächen wie Blumen. Wie verwandelt leben wir in einem Tau-



Lagebesprechung bei dem Kommandeur der „Panthergruppe“

In engster Zusammenarbeit mit den Kameraden des Heeres werden die Einsätze der Gruppe vorbereitet und durchgeführt.

Matrosen feiern, Gläser klirren, Stimmen sprechen durcheinander, der Rauch kräuselt sich zur Decke, die Lichter des Weihnachtsbaumes blinzeln im Hintergrund, die Messingstange der Bar schimmert wie Gold, Jeanette bringt die Gläser... Es ist wie immer und für uns doch vollkommen verändert. Dies alles ist plötzlich nicht mehr wahr und in die Vergangenheit versunken. Es geht wieder los!

„Viel kann ich Ihnen nicht mitteilen, wir machen uns übermorgen marschbereit. Die Kompanie ist verständig, und der Hauptfeldwebel hat seine Anweisungen. Wohin es geht, kann ich noch nicht sagen, ich weiß nur, daß unser Weg zuerst nach

mel von Erwartung, Hoffnung, Unternehmungslust und Mut.

Die Augen der Kameraden glänzen in dieser glücklichen Stunde. Musik ist um uns. Herrlich leuchtet der Wein, in ihm und seinem Duft liegt der ganze Zauber einer Landschaft.

„Prosit! — Hals- und Beinbruch! Heil ihr alten Schutthaufen! Lange sollt ihr leben, ihr verrückten Wanzenschweine!“

Im Hintergrund hantiert Frau Wolf, die Wirtin, zwischen Flaschen und Gläsern. Wie das funkelt und glitzert in allen Farben! Wie sich der Schein der Lampen und Kerzen im geschliffenen Glas spiegelt! Frau Wolf ist unerschüttert. Ihr Gesicht sieht aus wie ein blasser Mond, der zwischen kristallinen Orchideen segelt.

In meinem Zimmer mache ich das Fenster auf und lasse frische Luft herein. Das sachliche Funkeln der Wasserhähne bringt mich durch seine kühle Mathematik wieder einigermaßen zur Besinnung. Draußen rauscht gleichmäßig die Flut... Welle auf Welle. Von unten herauf höre ich leise den Klavierspieler in der Bar. Ich bin müde. Es ist schön, jetzt zu schlafen. Das Meer singt, und mein Bett ist wie ein Schiff, das in der Dünung schaukelt. Und in der Kajüte spielt ein Klavier: „Oh, Josef, Josef!“

*

Seit Tagen rollt unser Zug. Einige Personenwagen und dahinter auf offenen Güterwagen unsere Fahrzeuge. Langsam windet sich die Wagenschlange durch die Hügeltäler Frankreichs. Wie lange fahren wir schon? Wir wissen es nicht mehr. Sind es zwei Tage, drei Tage, oder fünf? Es ist unwichtig. Wir haben uns an diesen Zustand gewöhnt.

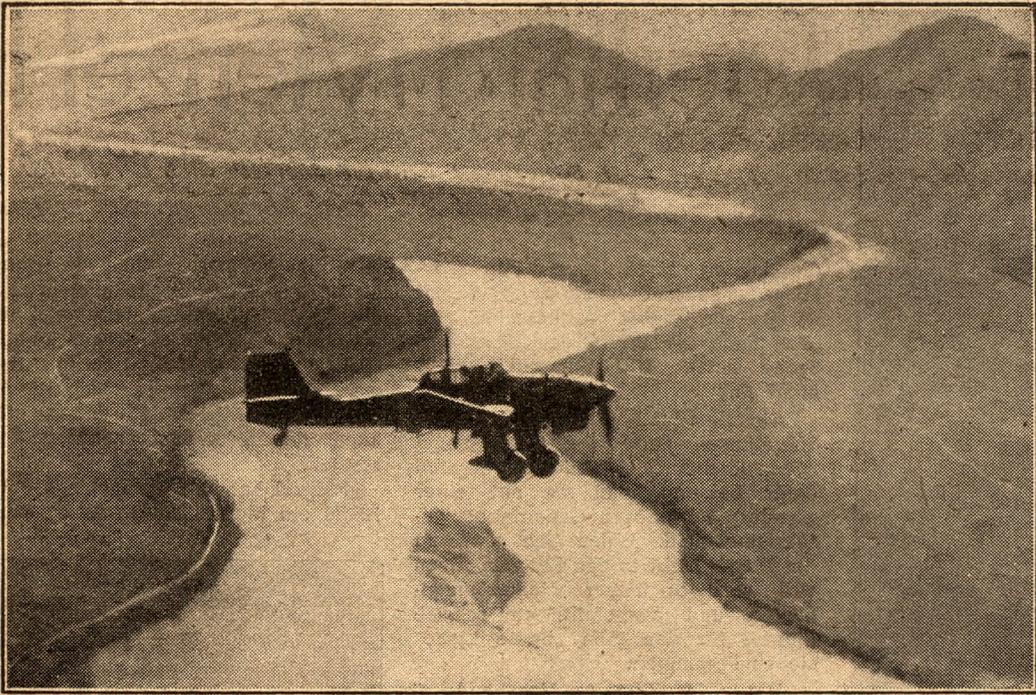
Der Chef hat ein Abteil für sich und beschäftigt sich mit den praktischen Dingen, die er schon in allen Feldzügen mit sich herumgeschleppt hat. Da ist zum Beispiel ein Zelt, das man in einer Aktentasche forttragen kann, und das für einen Mann bequem Raum bietet.

Einmal war der Chef überraschend noch am Abend einem größeren Stab zugeteilt worden. In der Eile hatte man übersehen, ihm ein Quartier zuzuweisen. Als der kommandierende General am nächsten Tag aus dem Fenster seines Schloßquartiers in den



Auf einem Feldflugplatz an der Balkanfront

Während die Mechaniker ein Flugzeug überholen, spielt ein Musikzug der Luftwaffe. Getarnte Benzin- und Bombenlager sind über das ganze Feld verteilt. Vorn rechts: Das Zelt des Gruppenkommandeurs.



Rückkehr vom Einsatz: über der Struma

Wieder haben die Jus ihre tödliche Last über der feindlichen Front abgeworfen und unseren Gebirgsjägern den Weg geebnet.

Park blickte, sah er ein seltsames Bild. Mitten auf dem wohlgepflegten Rasenteppich, seinem Fenster genau gegenüber, erhob sich ein winziges Zelt, und davor standen zwei Stiefel, die fast so hoch waren wie das ganze Stoffgebilde. Es war unser Chef, der sich hier in aller Ruhe sein eigenes Haus gebaut und nicht vergessen hatte, seine Stiefel vor die „Tür“ zu stellen. Eine Viertelstunde später verfügte unser Hauptmann über ein ausgezeichnetes Zimmer mit Bad und allen Dingen, die man in seinen Jahren zu schätzen weiß.

Der Chef hat alles: von der Hängematte über die Wärmflasche bis zum Nierengürtel aus weichem Katzenfell. Für die stillen Stunden besitzt er Spiele im Liliputformat, ein unwahrscheinlich kleines Stechschach und Spielkarten, die man in einer Streichholzschachtel verbergen kann. Was soll man tun? Die langen Stunden müssen überstanden werden. Der Eisenbahnwagen ist unsere Heimat geworden und das Abteil unser Haus.

Der dicke Ludwig, ein ewig hungriger Mecklenburger, hat große Körbe mit Apfelsinen mitgebracht, und in seinem Abteil riecht es wie in einem Obstladen. Tagelang ist er damit beschäftigt, seinen umfangreichen Briefwechsel aufzuarbeiten, und wir haben gewettet, daß er am Ende dieser langen Fahrt immer noch nicht damit fertig ist.

Eick hat seine Mundharmonika herausgeholt und spielt. Er legt Wert darauf, uns einen echten amerikanischen Hof vorzuführen. Mit der Mundharmonika! Ehrlich gesagt, ein grausiges Gewinsel! Wir haben deswegen saure Gesichter geschnitten, aber Eicks Eifer hat das keineswegs gestört.

Eick erzählt „Stories“. Solche Geschichten sind unsere ganze Wonne. Von morgens bis abends können wir zuhören. Eick berichtet gerade von seinem Freund Tex Harding, der — wie wir vermuten — wahrscheinlich noch nie in Amerika war.

... und als das Licht wieder anging, da lagen sie alle tot am Boden, und ich bin nach Hause gegangen! Lacht doch nicht so häßlich, ihr dummen Scheiche!“ brüllt Eick in unser Gelächter.

Ernst setzt die Märchenserie mit einem tollen Liebesdrama auf den Schienen fort: ... sie hatten beschlossen, den D-Zug abzuwarten, um sich von ihm überfahren zu lassen, mitten in der schönsten Umarmung. Gute Idee oder nicht? Er hatte mit viel Mühe Abfahrtszeit und Fahrstrecke ausgerechnet, er wußte genau die Sekunde, wann der Zug die Stelle ihres selbstgewählten Sterbens erreichen würde. Die Uhr war nach dem Rundfunk eingestellt. Sie legten sich beide auf die Schienen. Noch 60 Sekunden! Er küßte sie noch heißer und etwas inniger. Noch 15 Sekunden! Sie küßten sich beide sehr innig! Noch fünf Sekunden! In wilder Glut und Verzweiflung riß er

ihr schon die Haare aus... Und dann hatte der Zug 30 Minuten Verspätung! Müde und zerrupft schlichen sie nach Hause!“

Wieder dröhnendes Gelächter, und Knud will genau wissen, wie das mit dem Haareausreißen war. Aber unterdessen haben sich die Kartenspieler aus der anderen Ecke gemeldet und bitten um Ruhe. Es ist eine abenteuerliche Gesellschaft, die sich hier zusammengefunden hat. Unsere Wagen, ein leichter Sommerwagen der französischen Eisenbahn, wurde früher für den Bäderverkehr eingesetzt und erweist sich als nicht geeignet für Winterreisen. Die Kälte hat die Türen verzogen, so daß es seit Tagen lustig in unsere Behausung hereinschneit. Wir wehren uns dagegen mit Pullovern, Schals, Handschuhen, Mänteln, Decken und Pelzen.

Sorgen haben wir nicht. Wenn der Zug irgendwo hält, gibt es Verpflegung, meist dampfenden Eintopf aus dem Kochgeschirr. Sonst schlafen wir, fahren und vergessen die Zeit. Zu sehen ist nicht viel. Immer nur Güterbahnhöfe, Gleise, Weichen, Stellwerke, grauer Himmel, weißer Schnee und dazu das gleichmäßige Rattern.

Wir fahren über den Rhein. Schlaftrunken schauen wir durch die Scheiben, sehen ein gelbbraunes Band in dunkler Nacht unter uns. Klotzig schieben sich die Brückenträger vorbei. Am nächsten Tag erwachen wir in Bayern. Die Hügel werden allmählich zu Bergen. An den Eisenbahnschranken winken uns Kinder zu. Ein kurzer Halt. Wir kaufen uns die ersten Zigaretten mit deutschem Geld, trinken einen Kaffee und fahren weiter. Frankreich ist fast vergessen. Nur seine Lieder begleiten uns noch, und wenn Lorenzo seine Platten spielt und es kommt: „J'attendrai, le jour et la nuit, j'attendrai toujours, ton retour...“, dann summen wir alle mit. Am Abend sind wir in Wien.

Wir wissen immer noch nicht, wohin wir kommen. Die Auswahl der Möglichkeiten ist kleiner geworden. Aber wir sind jetzt gar nicht mehr so neugierig. Es wird sich alles schon von selber finden.

Nun warten wir in einem winzigen Dorf an der ungarischen Grenze, be-

graben unter meterhohem Schnee. Einsame Nächte mit Patrouillengängen zu abgestellten Flugzeugen. In der Nähe führt eine Eisenbahnlinie vorbei, und seit einigen Tagen rollen unaufhörlich in kurzen Abständen die Transportzüge.

Nach Rumänien! Wir sitzen in unseren Baracken, spielen Schach und heizen die Oefen um die Wette. Die Nächte sind kalt und grenzenlos einsam. Eines Nachts sind wir wieder unterwegs. Blasses Mondlicht fällt auf die Gesichter der Kameraden, und draußen bewegt sich die Schlange der Telegraphendrähte. Unaufhörlich rattern die Achsen und stoßen die Federn. Nach Ungarn, nach Rumänien, in den Balkan!

Am Nachmittag fahren wir über die Donau. Breit und lehmig gelb zieht sie unter uns durch. Budapest sehen wir nur fünf Minuten lang. Wir halten auf einer Eisenbahnbrücke, und unser Blick fällt genau auf eine große Straße mit viel Verkehr. Zitronengelbe Straßenbahnen, Soldaten und mit Tarnfarbe übermalte Fahrzeuge, das ist alles. Wir werden später nicht behaupten können, seinerzeit in Budapest auf der Margaretheninsel inmitten schöner Frauen gebadet zu haben.

Am Nachmittag steht eine riesengroße, honigfarbene Sonne über dem weiten, flachen Land. Ziehbrunnen, Pferdeherden und sehr viel überschwemmte Wiesen. Die Jahreszeit macht dem Land zu schaffen. In der Nacht erreichen wir einen Bahnhof, und als wir hinaus schauen, lesen wir: Arad. Wir sind in Rumänien.

Eick baut seine Hängematte ab, die er jede Nacht quer durch unser ganzes Abteil zieht und die sein nächtliches, schaukelndes Ruhelager ist. Am Morgen sehen wir immer etwas verkatert aus. Durch die Gänge des Waggons schleichen blasse Gestalten mit wirren Haaren und freudig bunten Schlafanzügen. Das Wasser zum Waschen und Rasieren ist knapp.

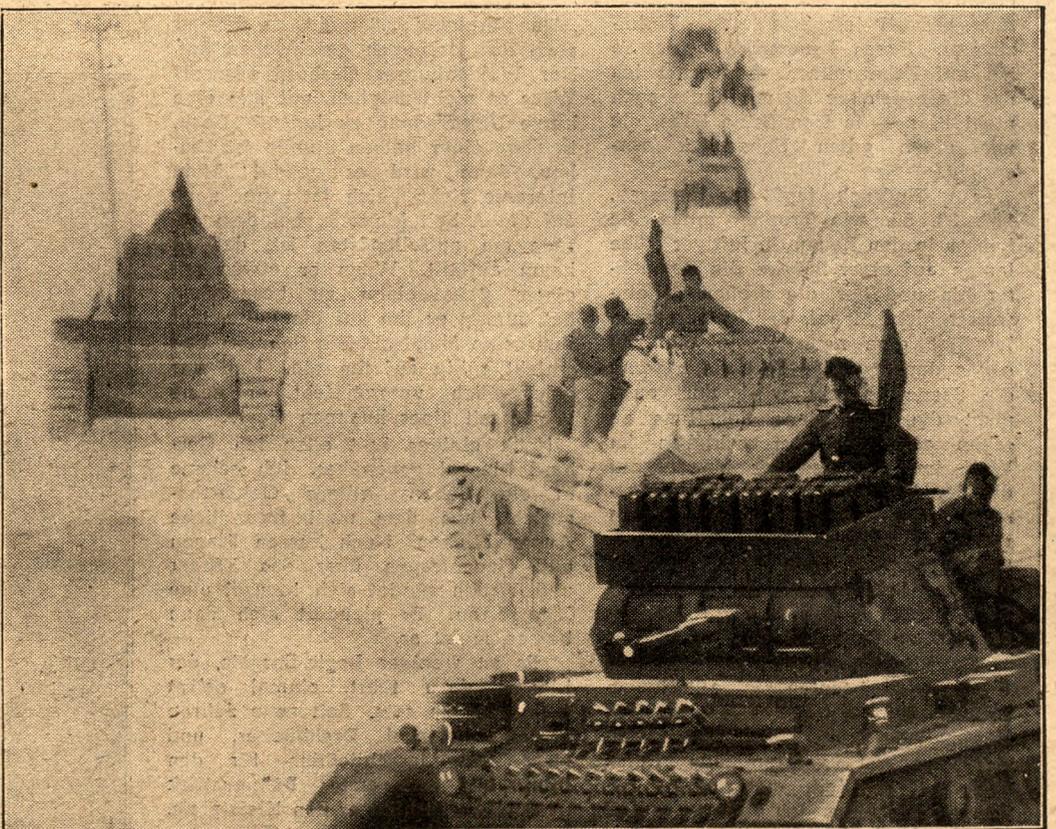
Zum Frühstück gibt es Zitronen, und Eick behauptet: „Sauer macht lustig“. Draußen auf dem Feld sind rumänische Soldaten versammelt, lauter Hornisten. Als unser Zug vorbeifährt, blasen sie uns einen traurigen, schwermütigen Choral. Wir lehnen aus den Fenstern, winken, freuen uns und Eick meint: „Finde ich gottvoll“. Dann vertieft er sich wieder in ein uraltes Exemplar einer Jagdzeitschrift und beginnt, halblaut vorzulesen und zu quatschen: „Sieh mal, Kriegler, alter Jäger, den hat der General Engelbrecht geschossen. Das ist ein Kapitäl! Und hier siehst du die Möwe Nr. 1, die immer hua hua macht! Der Kormoran mit den Plattfüßen hat Aehnlichkeit mit Knud. In Pommern haben die Hasen abgenommen; gegen das Vorjahr haben sie aber wieder angezogen. Das Alter des Wildes erkennt man am Gebiß — ist ja kolossal interessant. Und hier, Kriegler, da steht „Hundekuchen“, den haben wir ja neulich im Kasino bekommen. Ueberhaupt, die Anzeigen, guck dir die mal an: „Wir kaufen Füchse!“ Das glaube ich, daß ihr die kauft! „Meine Erfahrungen mit dem Dachs.“ Hier, Kriegler, wollen Sie etwas Interessantes lesen, da steht es: „Vom uralten Hirsch!“

Langsam, ganz langsam kriecht der Zug. Vor unseren offenen Fenstern zieht die Landschaft vorüber. Bauernhäuser, weiße Büffelgespanne und ernste, großgewachsene Bauern in der heimischen Tracht aus Schafwolle. Durch einen lichten Forst reitet eine Kavallerie-Patrouille. Die Mäntel der Soldaten haben fahles Grün gelb, und ihre Karabiner wippen im Trab. Eick spielt auf der Mundharmonika. Die Töne schmeicheln, singen und weinen. Unsere Gedanken wandern frei durch den Raum in dieser blauen Stunde, der schönsten Stunde des Tages.

Vor den Gebirgspässen verlassen wir den Zug. In wenigen Stunden haben wir entladen. Die Luft ist frisch, kühl und stark und hat eine leise Beimischung von würzigem Erdgeruch. Seit langer Zeit wieder mal eine Kolonnenfahrt. Der Chef, der vorne liegt, legt ein Höllentempo vor; aber wir sind gut eingefahren, und so geht es mit Gerassel durch die Bergtäler und Schluchten. Es sind die gleichen Pässe, die der General von Falkenhayn 1916 aufbrach, als er im rumänischen Feldzug nach Bukarest marschierte. Damals fiel in einem dieser Bergtäler mein Onkel Karl.

Wir achten nur auf den Weg und auf den Vordermann. Viele Stunden gleiten wir durch den Raum, der fast ohne Umriß ist, in schwarze, undurchdringliche Nacht. Gegen Mitternacht erreichen wir eine kleine rumänische Stadt.

(Fortsetzung folgt.)



Deutsche Panzer rollen durch das Strumatal

Die Metaxas-Linie ist bezwungen. Nun stoßen die Panzer nach und gönnen dem Gegner keine Atempause mehr.

Aufnahmen: Wundshammer



„Ich hatte mir das anders gedacht!“

Gerhard Menzel erläutert eine Stelle seines neuen Films dem bekannten Regisseur Gustav Ucicky. Hier lernen zwei Fachleute voneinander: der Mann der Feder, der zum erstmaligen Filmregie führt, und der Meisterregisseur, der schon manches Manuskript Menzels verfilmt hat.

Ich muß noch einen Augenblick warten. Ueber der Eingangstür zum Atelier flammt rotes Licht. Zwei große Verbotsschilder hängen am Posten: „Bei rotem Licht ist jeder Zutritt zum Atelier untersagt und auch außerhalb ist strengste Ruhe zu bewahren.“ Darunter: „Rauchen strengstens untersagt.“ Der Besuch in den Aufnahmerräumen der Wien-Film in Sievering fängt ja gut an.

Plötzlich erlischt das rote Licht. Ich gehe durch einen schmalen Gang, höre Klopfen, Hämmern und das schnarrende Geräusch einer Säge; es riecht nach Farbe und frischem Lack. Hoppla, ich stolpere beinahe über ein dickes Kabel, kann mich an einem Vorhang noch auffangen und stehe in einem mit schweren Teppichen belegten, stillvoll eingerichteten Wohnzimmer. Etwas benommen schleiche ich auf Zehenspitzen — warum ich das eigentlich tue, ist mir heute noch nicht klar — in irgendeine Ecke, die mir einen guten Ueberblick verspricht.

Ein Eindruck jagt den anderen. 206, 33, 56, wie Tropfen fallen die Zahlen in den Raum. In luftiger Höhe laufen auf einer Brücke die Beleuchter hin und her, die großen Scheinwerfer blenden auf, der Kameramann leuchtet eine neue Szene ein. So etwas dauert einige Zeit, denn wenn die Szene gedreht wird, darf auch nicht die Idee eines Schattens zu sehen sein. Arbeiter schieben im Wohnzimmer Schienen ineinander, auf die der Wagen mit der Kamera gestellt wird, die bei Großaufnahmen möglichst nah an das aufzunehmende Objekt herangefahren wird. Maskenbildner kommen eilig mit dem Schminkkasten und frischen die geschminkten Gesichter auf.

Dazwischen kurze Anweisungen des Regie-Assistenten, einige Stellungsproben, dann ein helles Klingen, ein zweimaliges tiefes Tööt, Tööt: plötzlich herrscht vollkommene Ruhe. Nun ist es Zeit, sich etwas genauer umzusehen. Ich erkenne Rudolf Forster, Hilde Weißner, Hilde Körber und eine Reihe bekannter Schauspieler. Vor das Auge der Kamera wird eine Tafel gehalten, auf der die Nummer des Films und der Szene

steht; der Tonabnehmer wird ausgezogen und reckt wie ein Pußbrunnen seinen langen Arm in den Raum.

Nun schnurrt die Kamera ab, schiebt sich an die um den Tisch sitzenden Menschen, schwenkt ein, bleibt einen Augenblick am Gesicht Rudolf Forsters haften, der einen kurzen Satz spricht. Aus! Nein, doch nicht. Regisseur und Kameramann sind mit der Szene nicht ganz zufrieden. Noch einmal und noch einmal. Jetzt scheint die Aufnahme in Ordnung und reif für die Kopieranstalt zu sein. So folgt in mühevoller Einzelarbeit Szene auf Szene.

Der Produktionsleiter des Films erzählt uns, daß hier Gerhard Menzel als Spielleiter seinen ersten Film „Am Vorabend...“ dreht, zu dem er auch das Drehbuch geschrieben hat. Der Waldenburger Gerhard Menzel? Wäre es nicht möglich, mit ihm eine kurze Unterredung zu haben? Doch, in etwa einer halben Stunde ist Umbau, dann wird es gehen! Mein Interesse richtet sich jetzt nur noch auf die Arbeit Menzels, bei dem gerade am auffallendsten ist, daß er kaum auffällt. Wenn er etwas mit einem Schauspieler zu besprechen hat, nimmt er ihn auf die Seite, legt ihm seine Hand auf die Schulter und spricht ruhig auf ihn ein. Und nur gelegentlich unterstreicht er seine Worte mit einer knappen Geste.

Nach einiger Zeit sitze ich Gerhard Menzel gegenüber. Ich schaue in ein liebenswürdiges Gelehrten-gesicht, aus dem zwei freundliche Augen blicken. Nach kurzen Fragen und Gegenfragen über das Woher und Wohin zündet sich Menzel eine Zigarre an. Es plaudert sich dann besser, meint er.

Es ist weniger Regie-Ehrgeiz, der Menzel dazu führt, einmal selbst Spielleiter zu sein. Seit zehn Jahren schreibt Menzel Drehbücher, und zwar fast ausschließlich für den Film. Für sein erstes Bühnenstück „Toboggan“ erhielt er den Kleistpreis. Dann kam Menzel zum Film, aus einer Menge von Arbeiten seien nur „Robert Koch“, „Postmeister“ und „Heimkehr“ genannt, die seinen Film-ruhm begründeten. Und während hier

Gerhard Menzel führt Regie

Der schlesische Dichter schrieb das Drehbuch zu dem neuen Wien-Film „Am Vorabend...“ und übernahm zum erstenmal selbst die Spielleitung

die letzten Szenen von „Am Vorabend“ gedreht werden, beginnen bereits die ersten Aufnahmen zum „Am Ende der Welt“, den Ucicky in Szene setzt. Die Filmarbeit reißt nicht ab.

Abends sitzt Menzel zu Hause am Schreibtisch und arbeitet an einem neuen Drehbuch. Seine Arbeiten sind dafür bekannt, daß sie mit einer geradezu minutiösen Genauigkeit geschrieben sind. Wenn sich etwas in der Praxis nicht in den Rahmen fügen will, wird es immer wieder umgemodelt und ausgefeilt, so schrieb Menzel für den Film „Späte Liebe“ sieben Fassungen.

Die in dem Film „Am Vorabend...“ geschilderten Menschen liegen Menzel so am Herzen, daß er ihre Darstellung nicht gern einem anderen Spielleiter anvertrauen will, sondern sein eigener Regisseur wird. Das Werk behandelt einige Menschenschicksale am Tag vor Ausbruch des Krieges. Er ist ein stiller Film, der den feinsten seelischen Schwingungen nachspürt.

Gerhard Menzel kennt den Regiebetrieb von früher und hat die Proben zu seinen Filmen meist miterlebt. Als Spielleiter bleibt er immer ruhig und arbeitet geradezu suggestiv. Seine Ruhe überträgt sich auch auf alle Mitwirkenden, so daß die Aufnahmen reibungslos ablaufen können.

Den Künstlern macht es Freude, mit Gerhard Menzel zu arbeiten, zumal jedem Schauspieler daran liegt, einmal mit einem anderen Spielleiter zu arbeiten der neue Methoden hat und ihnen neue Möglichkeiten bietet. Aber Menzel begnügt sich nicht nur mit der Regie, ihm liegt daran, daß die Künstler sich selbst spielen. Das gesprochene Wort muß sich mit dem Ausdruck des Gesichts decken, er schaut, wie Luther, den Menschen „auf Maul“. Und wenn man sein Manuskript durchblättert, sind ganze Sätze, ja ganze Szenen neugeschrieben worden, denn das Manuskript ist für ihn alles andere als unantastbar.

Menzel ist darüber hinaus sehr musikalisch. Er schreibt zwar nicht selbst die Musik zu seinen Filmen,

aber er gibt an, welche Instrumente an dieser oder jener Stelle eingesetzt werden, ob Klavier, Flöte, Fagott oder Kammerorchester. Die letzten Szenen zu „Am Vorabend...“ sind bald fertig. Dann geht das Material in die „Schnitt-Ateliers“, zur „Synchronisierung“ und so fort, und auch darum kümmert sich Menzel persönlich.

Menzel hat im Riesengebirge bei Krummhübel ein kleines Haus. Es ist sein großer



Vorbereitung für den kommenden Drehtag. In seinem Heim studiert der Dichter noch einmal sehr eingehend die Szenen, die als nächste vor der Kamera erstehen sollen.

Wunsch, hier zu leben und an seinem dichterischen Werk weiterzuschaffen. Aber die viele Arbeit hält ihn in Wien fest. Als ich die Aufnahmerräume der Wien-Film verlasse, weiß ich, daß auch diese seine erste Regiearbeit ein voller Erfolg sein wird.

Gerhard Schneider.



„Es muß ganz natürlich klingen, ohne jede Uebertreibung“

Menzel probt eine Szene mit Charlotte Thiele und spricht selbst die Sätze vor, die er geschrieben hat. Die Künstlerin spielt in dem Film „Am Vorabend...“ eine Sekretärin des Rechtsanwalts Friderici, den sie gern für sich gewinnen möchte.



Voller Erwartung

Fridericis Tochter Melie (Thea Weiss), die von Filmruhm träumt, erlebt ihre erste große Enttäuschung. Ihre Bewerbung wird abgelehnt. Auch sie sucht beim Vater Trost und Hilfe.

Aufnahmen: Wien-Film (Nafge, Malorny, Hubmann)

Rechts: Es gibt keinen Ausweg mehr

Diese tragische Erkenntnis führt in Menzels Film den Vater Enderle und seinen Sohn (Hermann Thimig und Karl Blümm) zum Rechtsanwalt. Sie stehen vor einem skandalösen Konkurs. Aber vor einem unbesonnenen Schritt, den sie in ihrer Verzweiflung tun könnten, hält der lebenserfahrene Rechtsanwalt sie zurück. Er setzt ihnen verständnisvoll auseinander, daß es ihre Pflicht ist, freie Bahn zu schaffen und dann neu zu beginnen.



Lebensfragen, die nicht durch Paragraphen gelöst werden können

Der Rechtsanwalt Friderici (Rudolf Forster) und seine Frau Valentine (Hilde Weissner), deren Ehe durch einen Dritten gefährdet ist. Obwohl Friderici ahnt, daß sich an diesem Tag auch sein eigenes Schicksal entscheiden wird, hat er doch für jeden seiner Klienten menschliches Verständnis und weiß Rat und Hilfe für sie.



Ein neuer Tag beginnt und damit ein neues Schicksal. Der erste September 1939 ist angebrochen. Die Aufräumfrau (Frieda Richard) schaut sinnend auf das neue Blatt. Heute muß ihr Sohn einrücken. Vor dem Krieg werden alle privaten Nöte und Sorgen der einzelnen Menschen versinken.

Links: Er verspricht ihr alles Glück auf Erden und drängt Frau Valentine, sich für ihn zu entscheiden. Aber sie widersteht dem Werben Erwin Corbachs (Gustav Diehl) und findet den Weg zu ihrem Mann zurück.

WIEDERSEHEN MIT *Katrine*

EIN ROMAN AUS UNSERER ZEIT VON CHARLOTTE KAUFMANN

Auf der blauen Polsterbank der U-Bahn, die am 6. Juni 1941 gegen sieben Uhr abends die Station am Nollendorferplatz verließ, hockten zwei Männer. Der eine hielt seinen Kopf gegen das Holz der Wagenwand gedrückt und schien zu schlafen. Seine Lider waren herabgefallen und der Mund wie in großer Müdigkeit halb geöffnet. Der andere dagegen, der Wendelin Jurgeleit hieß, war hellwach. Er hatte die rechte Hand um eine Messingstange gelegt und verfolgte aufmerksam die schwarzen Schatten des Tunnels, die vor den Fenstern vorüberhuschten. Nach einiger Zeit wurde es hell und bunte Schilder erschienen an den Wänden. Die Bahn hielt unter dem Wittenbergplatz.

Zwei Mädchen in geblühten Sommerkleidern stiegen in den Wagen, und in letzter Minute, als schon der Lautsprecher sein warnendes „Zurücktreten!“ rief, sprang lachend ein junger Mann in kurzen Leinenhosen durch die Tür. Als er wieder ein wenig zu Atem gekommen war, entdeckte er Wendelin Jurgeleit.

Zögernd sagte er: „Ah — verzeihen Sie — ah — Sie sind doch —“ Wendelin Jurgeleit — seine Bekannten nannten ihn Wendel — nickte vergnügt: „Ja, ja, ich bin es schon. Fürchte dich nicht, mein Sohn Robert...“

„Wendel!“ Sie schüttelten sich stürmisch die Hand.

„Wendel! Jungel! Wie kommst du nach Berlin?“

„Mit dem Zug natürlich. Bin schon fast acht Tage hier.“

„Wo kommst du her? Ich dachte, man hätte dich eingezogen.“

„Hat man auch.“

„Du bist in Zivil?“

„Na ja, ich habe Urlaub mit entsprechender Erlaubnis.“

„Urlaub! Du Beneidenswerter! Und den verbringst du in Berlin?“

„Nur so den Anfang. Mein alter Herr wohnt ja hier. Morgen geht's schon wieder weiter.“

„Wohin?“

„Nach Danzig. In mein schönes, altes Danzig.“

„Warum nach Danzig?“

„Erstens bin ich auf dem Weg zu meiner Hochzeit, und außerdem bin ich ja in Danzig so gut wie daheim.“

„Hochzeit!“ rief Robert so laut, daß die beiden Mädchen mit den geblühten Sommerkleidern aufblickten und der stille Schläfer in der Ecke erschreckt emporfuhr. „Hochzeit? Willst du vielleicht sagen, daß du deinen Urlaub damit verbringst, Hochzeit zu halten?“

„Jawohl, ich heirate.“ Wendel lachte leicht.

„Das ist unglaublich! Welche deiner vielen Liebschaften heiratest du denn nun?“

„Ich heirate die einzige Tochter des Maklers und Reeders Michelis aus der Langgasse in Danzig.“

„Damit kann ich nichts anfangen. Wie heißt sie mit Vornamen? Ich kenne nur jeweils die Vornamen deiner Liebschaften.“

„Melanie“, antwortete Wendel, während sich das leichte Lächeln auf seinem Gesicht vertiefte.

Robert schüttelte den Kopf. „Melanie? Nie von ihr gehört. Ich sehe, du hast, seitdem wir zusammen in Königsberg auf der Universität waren, mit der Liebe nicht Schluß gemacht. Melanie — die Letzte einer langen Reihe. Ist sie auch die Beste?“

„Die Beste, gewiß. Was die lange Reihe anlangt, so übertreibst du. So lang war sie gar nicht.“

„Doch, sie war außerordentlich lang“, behauptete Robert, um im nächsten Augenblick hastig zu fragen: „Willst du etwa schon aussteigen?“

Wendel nickte gemächlich. „Das will ich allerdings. Zoo. Ich bin auf dem Weg ins Kino.“

Der Zug rollte in den Bahnhof ein. Die Türen wurden aufgerissen.

„Bleib noch! Dein Kino hat doch Zeit!“

„Nichts hat Zeit, wenn man nur drei Wochen Urlaub hat!“ rief Wendel und sprang aus der U-Bahn.

„Wo liegst du denn überhaupt?“ Robert reckte seinen Kopf durch die Tür und rief seine Frage zwischen

dem Lärm ringsherum auf den Bahnsteig hinaus.

„In Frankreich. In Dijon.“

„Hast du es schon weit gebracht? Was bist du? Hauptmann? Major? Bei den Panzern?“

Wendel hob lachend die Hand. Die Stimme aus dem Lautsprecher rief warnend: „Zurücktreten! Türen schließen!“ Der Zug rollte davon und nahm Roberts neugieriges, fragendes Gesicht mit. Wendel lachte.

Bei den Panzern? Das war nun der vierte, der ihn fragte, ob er bei den Panzern sei, während ihn bisher sechs seiner Bekannten gefragt hatten, ob er sich zu den Fliegern gemeldet habe. Nein, er war „nur“ bei der Infanterie. Und was den Hauptmann betraf, so war natürlich noch ein weiterer Weg bis dahin. Wendelin Jurgeleit hatte es erst bis zum Unteroffizier gebracht. Aber schließlich war er ja auch nicht aktiv bei der Wehrmacht, sondern erst am 3. September 1939 eingezogen worden.

Wendel kaufte eine Eintrittskarte für den Gloria-Palast, und da er noch Zeit hatte bis zum Beginn der Vorstellung, beschloß er, ein bißchen durch die Taubentierstraße zu bummeln.

Wendel überließ solche Vergnügungen für gewöhnlich anderen. Aber heute abend hatte sein Vater unerwartet Besuch bekommen, bei dem Wendel nicht zugegen sein wollte. Die gute Familie Pückler wäre sonst vielleicht in die Verlegenheit geraten, Wendel nach seiner Mutter zu fragen. Bei dem Gedanken an die unerfreuliche Tatsache, daß sein Vater bereits sechzehn Jahre in Berlin lebte, während die Mutter in Kahlberg, nahe bei Danzig, wohnte, zog Wendel die Brauen zusammen. Aber er grübelte nicht lange über diesem Zustand, den er nicht ändern konnte.

Wendel war erst wenige Schritte weit gegangen, als ein heftiger Windstoß den Staub aufwirbelte. Er griff hastig nach seinem Hut, um ihn festzuhalten. Ein Ladenschild neben ihm schlug krachend gegen die Hauswand. Schon folgte ein zweiter Windstoß, und gleich darauf setzte prasselnder Regen ein.

Wendel machte sofort kehrt und ging rasch zum Kino zurück. Neben einem Hutgeschäft stieß er beinahe mit einer jungen Dame zusammen, die sich abmühte, ihren Schirm zu öffnen. Ihr Gesicht war unter einem breiten Strohhut versteckt. Sie war schlank und trug ein hellgrünes Komplet. Es war Melanie Michelis, Wendelin Jurgeleits Braut. Unter dem großen Hut, der ihr nach vorn geneigtes Gesicht verdeckte, hatte er sie nicht erkannt, zumal er keine Ahnung hatte, daß Melanie in Berlin war. Sie lief, aufgeschreckt durch den plötzlichen Regenguß, an ihm vorbei. Auch sie hatte Wendelin Jurgeleit nicht bemerkt.

Dieses Nichterkennen bestimmte ein ganzes Schicksal. Hätte Melanie ihren Kopf ein wenig höher getragen, dann hätte Wendel sie sehen müssen. Sie würde ihm gesagt haben, daß sie nur für zwei Tage in Berlin war, um letzte, notwendige Einkäufe zu machen und das bei ihrer Freundin Bernhardine bestellte Hochzeitskleid abzuholen. Sie wären dann schon am nächsten Tag, am Sonnabend früh, gemeinsam nach Danzig zurückgefahren, denn die Hochzeit war ja für Dienstag morgen angesetzt.

So aber, da Wendel nicht wußte, daß Melanie in Berlin war, und Melanie ihrerseits nicht ahnte, daß Wendel eine ganze Woche bei seinem Vater verbrachte — sie wählte Wendel, der für gewöhnlich schreibfaul war, noch in Köln — kam es, daß Wendel sich von seinem Vater überreden ließ, erst in der Nacht zum Sonntag nach Danzig weiterzufahren.

„Zu deiner Hochzeit kommst du immer noch zu früh“, sagte der alte Kinderarzt Dr. Jurgeleit, der, wie

Wendel bei sich feststellen mußte, in den letzten Jahren fast erschreckend gealtert war. „Viel zu früh kommst du noch zu deiner Hochzeit, und danach hat dich diese Melanie ein ganzes Leben lang, während ich nicht weiß, wann du wieder einmal zu mir findest.“

*

Wendel, der, seitdem er Soldat war, gelernt hatte, überall zu schlafen, machte es sich in dem Danziger Zug bequem. Die Tage in Berlin waren schön gewesen. Der alte Jurgeleit hatte alles getan, was er konnte, um es Wendel, seinem einzigen Kind, so angenehm wie möglich zu machen. Aber jetzt fuhr der Zug nach Danzig, und Wendel vergaß Berlin.

Melanie dachte Wendel. Melanie! Er war sehr verliebt in die Tochter des Reeders Michelis, bei dem er mehrere Jahre lang gearbeitet hatte, ehe ihn der Gestellungsbefehl erreichte. Von der ersten Stunde an, da er sie sah, liebte er sie schon, und Melanie ging es nicht anders. Sie hatten sich bald verlobt, und wäre der Krieg nicht gekommen, die Hochzeit wäre schon längst gewesen.

Melanie dachte Wendel. Wenn er sich bewegte, dann knisterte ein Brief in seiner Rocktasche und erinnerte ihn an hundert Briefe, die Melanie ihm geschrieben hatte, seit er fort war. Briefe nach Polen und Briefe nach Frankreich. Briefe voller Liebe und Sehnsucht und voller Sorge. Seit dem Einmarsch in Jugoslawien bestand sie darauf, daß sie Kriegstraumata halten wollten, sobald er wieder auf Urlaub käme.

Gut, daß Melanie sich um die Papiere und um alles, was zu der Hochzeit gehörte, gekümmert hatte. Wendel fühlte sich, seitdem er an der Front gewesen war, den Dingen, die in der Heimat wichtig genommen wurden, merkwürdig ferngerückt.

Wendel machte eine kleine Bewegung, und der Brief in seiner Rocktasche knisterte. Melanies letzter Brief. Fürsorglich wie alle Briefe, voller Erwartung und mit einer kindlichen Frage, über die er zuerst hinweggelesen hatte, die ihm aber jetzt im Zug und im Zusammenhang mit der flüchtigen Begegnung in der U-Bahn mit seinem ehemaligen Studienfreund Robert wieder einfiel. „Ich bin neugierig“, so schrieb sie, „ob du mir am Abend vor der Hochzeit gestehen wirst, wieviel Frauen du schon geliebt hast, ehe du mich kanntest.“

Geliebt? Hatte er jemals vor Melanie eine Frau geliebt? Richtig geliebt?

Nein, antwortete er sich selbst. Denn das stürmische Gefühl, das er vier Monate lang für die blonde Verkäuferin eines Schuhgeschäfts in Königsberg empfand, war ja keine Liebe gewesen. Auch die etwas unbesonnene Leidenschaft, die ihn kurze Zeit, während einer Auslandsreise, anschließend an sein Studium in Königsberg, mit einer Kabarettssängerin verband, konnte man kaum Liebe nennen. Ebenso wenig die schwärmerische Verehrung für die um vieles ältere Gattin eines Hamburger Schiffreeders, bei dem er seine erste Stellung bekommen hatte und die fast ein Jahr lang andauerte.

All das war keine Liebe. Das lustige Geplänkel mit der Studentin Dorothea nicht und erst recht nicht die leichtsinnige Angelegenheit mit der Fischerstochter Katrine Wellm, die im Haus seiner Mutter bei der Arbeit aushalf und die er, zwanzigjährig, in einem Feriensommer einmal drei Wochen lang mit seinen Anträgen verfolgte. Sie war knapp siebzehn Jahre alt gewesen, strohblond und wie alle Welt dort auf der Nehrung behauptete, gar nicht hübsch.

Ich werde Melanie alles erzählen, dachte Wendel und drückte seinen Kopf in die Wagenecke.

Der D-Zug aus Berlin lief kurz vor 6 Uhr morgens auf dem Danziger Hauptbahnhof ein. Wendel ergriff seinen Koffer, stieg aus und ging durch die Sperre. Auf dem Bahnhofplatz empfing ihn ein frischer Wind, der von der See her wehte.

Wendel wollte sich zunächst ein Hotelzimmer suchen, wo er seinen Koffer auspacken und sich waschen konnte. Vor 10 Uhr war es ja kaum angebracht, nach Langfuhr hinauszufahren, wo Melanie mit ihrem Vater wohnte.

Schlaf'sche Sprichla

Eine Folge zeitgemäßer Zeichnungen von Rudi Fäcke



Ma soll de Eier ni zähla, eh' se de Henne gelet hot!

Danzig schien an diesem Sonntagmorgen noch zu schlafen. Wendel ging durch die Stadt, deren Häuser ihm bekannt und vertraut waren, er hatte Lust zu singen. Während er fünf, sechs Schritte dahinschlenderte, überfiel ihn das Verlangen, erst einmal durch die ganze Stadt zu laufen. Sein Koffer war ja nicht schwer, und ein Hotelzimmer würde er auch in einer Stunde noch finden. Das alte Krantor am Hafen wollte er sehen, die Sternwarte lockte ihn, und die Sehnsucht nach dem Anblick der spitzen Dachreiter von Sankt Marien.

Alles Obst zur Sammelstelle!

Wehrmacht, Werkmann, Mütter, Kinder, Lazarette auch nicht minder müssen wir mit Obst versorgen. Willst Du Aufstrich auch am Morgen, dann nichts hintenrum Dir hole. Jeder folge der Parole, die jetzt gilt auf alle Fälle: Alles Obst zur Sammelstelle!

Er überlegte nur zwei Sekunden lang und bog in die St. Elisabethskirchgasse ein.

Allein, er kam nicht bis zum Hafen. Als er eben das Altstädtische Rathaus erreicht hatte, kam ihm auf der schmalen Brücke, die über die Radaune führt, ein junger Bursche entgegen und schrie schon von weitem aufgeregt:

„Da treibt eine Frau im Wasser! Kommen Sie doch! Kommen Sie rasch! Da treibt eine Frau im Wasser!“

Das Folgende geschah sehr schnell. Wendel, seit dem Krieg an unerwartete Dinge gewöhnt, setzte sich sofort in Bewegung. Mit einem einzigen Blick sah er, daß die Radaune Hochwasser führte und daß, halb unter dem Wasserspiegel, eine Gestalt dahintrief. Er sprang sofort über das Eisengeländer der Brücke auf die Böschung, die von dem Wasser fast überspült wurde. Dann lief er hundert Meter neben den Efeuranken hin, stürzte ins Wasser und hatte den treibenden Körper erfaßt. An ihren Kleidern zog er die Frau ans Ufer.

„Ist sie tot?“ fragte der junge Bursche, der auf der Brücke stehen geblieben war, neugierig, während er sich über das Geländer beugte. „Sie muß da hinter dem Kino hinein-

gesprungen sein. Ich hörte einen Plumps, und dann sah ich sie schon unter der Brücke durchkommen.“

Wendel war bis zur Hüfte klatschnaß. Langsam zog er die reglose Gestalt noch ein Stück höher auf die Böschung.

„Soll ich die Polizei holen?“ rief der Junge auf der Brücke. Weit und breit war kein Mensch weiter zu sehen.

Wendel bettete die Frau am Ufer und forschte aufmerksam in ihrem Gesicht. Ob sie noch lebte?

Was er sah, war das Gesicht einer wohl fünf und zwanzigjährigen Frau, umrahmt von stumpfblondem Haar. Sie hielt die Augen fast krampfhaft geschlossen. Aber sie lebte noch. Wendel erkannte es an dem kaum merklichen Zittern ihrer Oberlippe.

„Soll ich die Polizei holen?“ fragte der Junge hinter dem Brückengeländer noch einmal.

In diesem Augenblick, als er sich eben wieder aufrichten wollte, kam es Wendel zum Bewußtsein, daß er die Frau auf dem Boden schon einmal gesehen hatte. Daß er sie kannte. Daß es Katrine Wellm war, mit der er ein paar Sommerwochen lang, vor dreizehn Jahren, Verliebtsein gespielt hatte.

Sie schlug, noch ehe er sich über diese Tatsache ganz klar geworden war, für eine halbe Sekunde die Lider auf. Nun erkannte er auch deutlich ihre grauen Augen.

„Nicht die Polizei.“ stöhnte sie. Hoffentlich erkennt sie mich nicht, dachte Wendel mit einem Anflug von Unbehagen. Aber die Frau lag nun wieder so still und reglos wie eine Tote.

„Sie lebt ja noch“, rief der Junge von der Brücke herab. „Bleiben Sie hier, bis ich die Polizei geholt habe!“

Wendel hob ärgerlich seinen Kopf. „Nun hör' schon auf mit der Polizei!“ rief er zurück. „Hole ein Auto! Die Frau muß ins Krankenhaus. Los, geh' schon! Vor dem Bahnhof wird sicher eine Taxe stehen.“

Der Junge, der nur auf einen Befehl gewartet hatte, sauste los.

Wendel überlegte ein paar Minuten lang, was er tun sollte. Oben auf der Brücke stand sein Koffer. Sollte er ihn nehmen und fortgehen? Konnten sich nicht andere Menschen darum kümmern, daß sie in ein Krankenhaus gebracht wurde?

Eine fremde Frau? — War sie ihm denn fremd?

Dreizehn Jahre sind eine lange Zeit, in den auch die Erinnerung an ein

paar hübsche Sommerwochen verblasen muß.

Er machte einen Schritt nach der Brücke zu, doch da öffnete die Frau auf dem Boden wieder die Lippen. Mühsam flüsterte sie: „Nicht ins Krankenhaus — bitte.“

Nicht ins Krankenhaus und nicht zur Polizei. Ja, wohin denn dann? fragte Wendel sich. Er sah noch einmal auf das Gesicht der Frau. Es war farblos und gleichzeitig trotzig. Es sprach von Elend. Versehentlich war Katrine Wellm gewiß nicht in die Radaune gefallen.

„Ich bitte Sie sehr, bringen Sie mich nicht ins Krankenhaus! Es geht mir ja schon besser“, wiederholte Katrine.

„Es sieht nicht so aus“, antwortete Wendel. „Uebrigens ist da auch schon das Auto.“

Eine Taxe rollte auf die Brücke und stoppte. Der Fahrer stieg aus und sah über das Geländer.

„He!“ rief er. „Was ist los? Ein Junge hat mich hierher geschickt. Ist wohl ein Unfall passiert? Hat sich die Frau ins Wasser gestürzt?“

„Unsinn“, brummte Wendel und schob sich die Haare unter den Hut.

„Ich werde wohl hinunterkommen und mit anfassen müssen“, meinte der Fahrer.

„Gewiß“, bestätigte Wendel.

Auf der Brücke erschien ein einzelner Fußgänger und blieb einen Augenblick stehen. Bald würden mehr Menschen auf den Straßen sein.

Der Fahrer kletterte über das Geländer, betrachtete die Daliegende und meinte: „So eine junge Frau! Gehört sie zu Ihnen? Soll sie ins Krankenhaus?“

Wendel hätte beinahe bestätigend genickt, sagte aber: „Nein.“

„Sie sieht recht krank aus.“

„Ach, ihr ist nur ein bißchen schlecht“, entgegnete Wendel und wurde ein wenig rot dabei. Die Situation, in der er sich da plötzlich befand, war ihm peinlich, und er beugte sich zu Katrine Wellm hinab. „Bitte, stehen Sie auf“, sagte er.

Sie machte einen hilflosen Versuch, mußte aber von Wendel und dem Fahrer mehr getragen werden.

„Haben Sie die Polizei schon verständigt?“ fragte der Wagenführer.

„Wieso die Polizei?“ fragte Wendel erzürnt.

„Na ja, ich meine nur. Eigentlich müßte doch die Polizei benachrichtigt werden. Oder — gehört die Dame zu Ihnen?“

(Fortsetzung auf Seite 11)

HUMOR

Die Handschrift

Schnipp geht zum Graphologen. Um seine Handschrift vorzulegen. Schnipp fragt:

„Was fällt Ihnen besonders bei meiner Handschrift auf?“

„Vor allen Dingen die seltsame — Orthographie.“

Das Bild

Peter ließ sich photographieren. Wütend betrachtete er später sein Bild.

„Miserabel! Miserabel! Die Photographie läßt mir überhaupt keine Gerechtigkeit widerfahren!“ knurrte er.

Der Photograph erwiderte: „Mein Herr! Was Sie brauchen, ist keine Gerechtigkeit — Sie brauchen Gnade!“

Der Besucher

Ein langweiliger, aber seßhafter Gast bemerkte beim Aufbruch um Mitternacht: „Wenn wir nicht die Sommerzeit hätten, wäre es jetzt erst elf Uhr abends.“

Der Hausherr seufzte: „Ja, und ohne Sommerzeit könnte ich da schon eine Stunde geschlafen haben.“

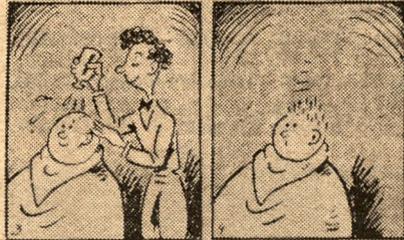
Erziehung

Die neue Erzieherin beklagt sich beim Hausherrn:

„Herr Neppmann, die kleine Lilo lacht mich aus, wenn ich ihr verbiete, mit dem Messer zu essen; vielleicht sprechen Sie einmal ein Machtwort!“

„Gern“, versichert Neppmann, holt die Kleine aus dem Nebenzimmer, und brüllt sie an:

„Wie oft muß dir denn gesagt werden, daß kleine Kinder noch nicht mit dem Messer essen dürfen?“



Ein neues Haarwuchsmittel, das zur Dauerkundschaft führte

Hus og Hjem

Ansprüche

Frau Wichtig zählt umsichtig alle Eigenschaften auf, die sie von ihrem Kutscher unbedingt erwartet.

„Eine Frage, gnädige Frau“, unterbricht sie die Vermittlerin, „wollen Sie ihn denn heiraten?“

Der einzige Mangel

Hicks erzählte: „Ich rauche nicht, ich trinke nicht, meide alle zweifelhaften Lokale und vor allen Dingen bündele ich nicht leichtfertig mit Mädchen an...“

Bums unterbricht: „Da haben Sie also gar keine schlechten Eigenschaften bis auf eine.“

„Und die wäre?“

„Sie lügen!“

Der Knopf

„Erna, warum hast du mir denn das Knopfloch im Nachthemd zugenäht“, klagt Ponickel.

„Ich konnte leider keinen passenden Knopf dazu finden.“

Ein Marder pirscht durch sein Revier

Die Sterne begannen schon zu verblassen, und noch immer durchstriefte Glanzhaar, der alte Edelmarder, rastlos und lautlos sein weites Jagdrevier. Laub und dürre Zweige deckten den Boden, dennoch verstand es der geschmeidige Räuber, die samtbezogenen Pranken so geschickt zu setzen, daß bei all den weiten Sprüngen und Sätzen kaum ein Geräusch entstand. Nicht umsonst bewunderte ihn seine ganze Sippe als besten Pirscher.

Heute schien kein Fangtag zu sein, da halfen auch alle Künste und Kniffe nichts. Der Hunger quälte und der Magen schmerzte. Daß er die dicke Waldmaus, die er gleich am Abend hätte erwischen können, als zu gering verachtet hatte, reute ihn jetzt schwer.

Doch wie der Marder durch das Kiefernholz querte, stutzte er plötzlich und hielt sichernd an. Seine feinen Lauscher hatten im vollen Sprung ein Geräusch aufgefangen. Was war das gewesen? Lauschend und in höchster Spannung stand er da, den Kopf hoch erhoben, die kleinen runden Gehöre scharf nach vorn gerichtet und die vollbuschige, dicke Lunte erregt leicht angehoben.

Jetzt — da war er wieder, der Ton, den er vorhin vernommen hatte! „Göck — göck — göck — göck!“ erklang es in kurzen Pausen. Das kam doch von oben! Und Glanzhaar, der alte, erfahrene Jäger, erkannte: hier sang ein Auerhahn im Kiefern-wipfel!

Uro, der starke, alte Platzhahn, dessen Nähe die jüngeren Auerhähne mieden, war munter geworden. Schläfrig und zusammengeduckt hatte er in der Kiefer gehockt, als er sah, wie dunkel es noch war, dann aber schüttelte er wubbernd das Gefieder und schwang sich auf den dicken Seitenast, auf dem er zu balzen pflegte. Lange hatte er dort gesessen, bis die Sterne anfangen, ihren Glanz zu verlieren. Dann spielte er sich ein. Als Glanzhaar in der Nähe durchgewechselt war, hatte er das erste Glöckeln vernommen.

Geschmeidig wie ein Aal glitt der Marder heran, vorsichtig und langsam kletterte er an der rauhen Borke der Altkiefer hoch und erreichte den untersten Seitenast der Krone. Hier kauerte er sich zusammen und äugte gegen den Himmel den Gipfel ab. Bald hatten seine scharfen Seher eine kleine Bewegung erhascht. Dort oben also stand er, auf dem dicken Seitenast, aber scheinlich weit ab vom Stamm. Das würde ein mächtig weiter Sprung werden.

Nun schlich er auf der anderen Seite des Stammes höher und höher.

Der Hahn sang in höchster Verzückung sein leises Balzlied. Gesetz! folgte auf Gesetz!, und wie ein anspringender Jäger Hauptschlag und Schleifer für jede Bewegung ausnutzt, so wartete auch Glanzhaar geduldig auf diese Augenblicke der Taubheit und Blindheit des Hahnes, wand sich um den Stamm und schnellte dann in mächtig weitem Satz auf seine Beute. Aber — der Sprung mißlang. Den Hals hatte er fassen wollen,

landete aber, zu kurz, auf dem starken Flügel, der wie ein Schild den Körper schützte.

Mit einem Ruck schleuderte Uro seinen Feind von sich und ritt polternd ab. Glanzhaar stürzte herunter, fing sich jedoch mit erstaunlichem Geschick auf einem tieferen Ast und kauerte dort enttäuscht und wütend. Die Flanken flogen vor Anstrengung, und in Zorn und Erregung schnellte die Rutenspitze hin und her. Daß ihm so etwas passieren mußte! War er denn schon zu alt zum Jagen?

Doch plötzlich straffte sich wieder der geschmeidige Körper. Der Marder hatte einen anderen Laut vernommen. Unten vom Boden her klang das „Gock — gock — gock“ einer Auerhähne. Das war die Rettung! Schnell und vorsichtig glitt Glanzhaar am Stamme herab, schlich die arglose Henne auf nahe Entfernung an, ein sicherer Sprung, ein kurzes Klagen und Flügelschlagen, dann hatten die scharfen Dolche der Fänge ganze Arbeit geleistet.

Gierig trank der hungrige Marder den warmen Schweiß aus dem durchbissenen Hals, fraß dann noch das dampfende Gescheide und ein Stückchen von der Brust, dann war er satt, so richtig zum Platzen satt, wie er es liebte. Den Rest ließ er liegen. Mochte Reineke Rotvoß ihn sich zu Gemüte führen.

Nun aber schlafen! Und zielbewußt sprang er los, dem „Pfaffenholz“ zu, wo er im großen Eichkaterkobel auf der alten Wetterfichte sein warmes Lager hatte.

Freiherr von Bischoffshausen-Giersdorf

URAUFFÜHRUNGEN IN Schlesien

Florian ist kein schlechter Kerl / Das Weibergesetz

Viktor de Kowas „seltsame Geschichte“ in Görlitz

„Ich habe mir eben unser Haus hier angesehen.“ Mit diesem Satz begrüßt mich Viktor de Kowa, als ich ihn in Görlitz treffe. Und auf die Frage: „Ist denn auch ein Schild dort angebracht?“, folgt die lakonische Antwort: „Natürlich. Möbliertes Zimmer frei.“

Wie man ihn von der Bühne und der Leinwand her kennt, so ist de Kowa auch im Leben. Aus allem, was er tut und spricht, leuchtet eine jugendhafte Unbekümmertheit und ein trockener, schlagfertiger Humor. Ihnen und seinem gereiften Können verdankt er die Erfolge im Film und auf der Bühne. Sie finden sich in seinen Büchern, wie „Mullepux, Verliebt zu dritt“ und „Allerlei mit Pinsel und Blei“, die so ergötzlich geplaudert und gezeichnet sind. Und sie geben auch seinen Bühnenstücken die eigene Note, von denen das Lustspiel „Eifersucht ist eine Leidenschaft“ vor einiger Zeit in Görlitz zur Uraufführung kam und der Schwank „Der Tollpatsch“ mit großem Beifall in Stuttgart und Berlin aufgenommen wurde.

Eigentlich sollte Viktor de Kowa Offizier werden. Er verbrachte in Hohkirch bei Görlitz seine Jugend, erlebte die Revolution auf der Kadettenanstalt und besuchte dann die Malakademie in Dresden. Hier entschied sich sein weiteres Leben. Er lernte den großen Menschen- und Charakter-Darsteller Erich Ponto kennen und war von seinem Spiel so begeistert, daß er sich entschloß, Schauspieler zu werden. Er wurde Pontos Schüler und trat zum erstenmal an einer kleinen Bühne in Sohl auf. Sehr schnell folgten Engagements nach Dresden, Lübeck, Frankfurt a./M. und zuletzt nach Berlin, wo er nun bald 16 Jahre als Schauspieler und später auch als Filmdarsteller wirkt.

Im Verlauf unserer Unterhaltung spricht de Kowa von den Arbeiten, die ihn jetzt besonders beschäftigen. Sein neuestes Buch „Das war meine größte Liebe“, in dem er 12 Liebes-

geschichten erzählt und dessen Niederschrift er gerade beendet hat, wird in Kürze erscheinen. Sein letzter Film — die Dreharbeit wurde in diesen Tagen abgeschlossen — heißt „Schule des Lebens“ und ist, ebenso wie die erfolgreiche Komödie „Altes Herz wird wieder jung“ ein Ensemble-Film.

Im Augenblick beschäftigt ihn das Manuskript des Films „Das Kon-



Sie freuen sich

Nach der Uraufführung: Viktor de Kowa Arm in Arm mit Herbert Körbs, der als Florian eine hervorragende schauspielerische Leistung bot.

zert“, in dem er eine Hauptrolle übernehmen soll. Damit wird nun auch Hermann Bahrs meisterliches Lustspiel auf der Leinwand erscheinen. Eigene Theaterpläne tauchen immer wieder auf, über die das letzte Wort jedoch noch nicht gesprochen ist.

Seinen schauspielerischen Leistungen hat de Kowa in jüngster Zeit eine weitere, besonders eingehend gewürdigte, hinzugefügt, und auch

davon spricht der mit so vielseitigem Talent begabte Künstler. Er spielt den Dauphin in G. B. Shaws „Heilige Johanna“, gibt dieser Gestalt einen neuen, tragischen Akzent und entdeckt an ihr das Menschliche. In der Auslegung dieser Rolle verdeutlicht er, wie nahe der von der Natur und seiner Umgebung so stiefmütterlich behandelte Herrscher dem Bezirk der kleinen Heiligen und Heldin steht. Eingehende literarische Studien haben de Kowa zu dieser neuartigen Auffassung geführt.

Der Hang des Schlesiers zum Grübeln und Sinnieren, die Sehnsucht, die Wirklichkeit und das, was

über den Dingen steht, ganz zu erfassen und zu begreifen, liegt auch in de Kowa. Sein neues Bühnenwerk „Florian ist kein schlechter Kerl“, das in Görlitz zur Uraufführung kam, ist ebenfalls ein Zeugnis dafür. Auf spielerische Art mischen sich hier märchenhafte Elemente mit den Abenteuern des Alltags. Der Held Florian Knospe gerät auf die schiefe Bahn und lernt das echte und das vermeintliche Glück unterscheiden, in der Romantik und im Realismus gleichermaßen beheimatet.

Das Görlitzer Stadttheater unter seinem Intendanten, Dr. Prasch, brachte de Kowas Stück als zwölftes in der Reihe schlesischer Dramatiker. Die Aufführung unter der mit subtilsten Mitteln arbeitenden Spielleitung von Dr. Heinz Wildhagen erzielte mehr als einen Achtungserfolg. Es gab Beifall bei offener Szene, und die Görlitzer feierten am Schluß „ihren“ Viktor de Kowa besonders herzlich. Gerhard Schneider.

Slowakisches Volksstück in Teschen

Auf dem sonnigen Rund vor dem Theaterhügel in Teschen flattern die slowakischen und deutschen Fahnen. Ein frischer Wind weht von den nahen Beskiden herüber, und in der Nähe rauscht die Olsa und erinnert an die nicht allzu ferne Zeit, da die alte deutsche Stadt Teschen unterhalb des Flusses in tschechischen Händen war und die Oberstadt von den Polen besetzt gehalten wurde. Die Olsa war die Grenze, und an allen vier Brückenecken hatten die Zollhäuschen der Polen und Tschechen Platz. Auf dem kurzen Weg zwischen Theater und Olsa-Fluß erhebt sich das Schloß, das seine große Zeit im vorigen Weltkrieg hatte, als der österreichische Generalstab dort sein Hauptquartier errichtete. Auf Schritt und Tritt begegnet einem in Teschen die alte geschichtliche Zeit, sei es auf dem Ring mit seinen Laubengängen, oder sei es vor den steingefügten, wehrhaften Bürgerbauten. In einer Umgebung, die den Kampf ums Volkstum am eigenen Leibe kennengelernt hat, ist man besonders aufgeschlossen auch für das Volkstum des Nach-

Jungbauer, wird zum Militär eingezogen, und unterdes sieht sich seine Mutter nach einer anderen Schwiegertochter um, „die einen Tausender mit in die Truhe bringt“. Annerl, die Braut, versucht vergeblich, ihre Mutter für den zukünftigen Schwiegerson zu gewinnen. Es kommt zu einem Streit der beiden Mütter, der sogar handgreifliche Formen an-



„Nichts da! Du kriegst ihn nicht!“ Die Mutter hat für Annerls Herzenswünsche nur taube Ohren. Der Zorn gegen die Base, die den Hans mit einem reicheren Mädchen verheiratet möchte, ist zu groß. (Marianne Vincent und Ilse Sisno.)

nimmt, bis die Jugend und ein einsichtsvoller Schwiegervater „das Weibergesetz“, das aus Streit und Haß zu bestehen scheint, durchbrechen und am Ende aus den Liebenden ein Paar wird.

Das Lustspiel mit seinen vielen Möglichkeiten zu trefflicher Charakterzeichnung wurde von dem Intendanten Robert Ludwig frisch und lebendig inszeniert. Farbenfrohe slowakische Volkstrachten belebten die Bühne. Das fröhliche Spiel, durch Richard Heimanns volkstümliche Musik belebt, wurde mit sehr herzlichem Beifall aufgenommen.

In einer weiteren Veranstaltung, bei der Mitglieder des Slowakischen Nationaltheaters Preßburg und der Städtischen Bühne Teschen mitwirkten, hörte man Dichtungen und Lieder aus der Slowakei. Das Land ist überreich an Volksliedern — 20 000 hat man gezählt! Kulturreferent Musik, der auch die Gedichte ins Deutsche übertragen hat, sprach einführende Worte in die slowakische Literatur. Der Geist der Freundschaft, der uns mit den Slowaken verbindet, fand auch in dieser Veranstaltung seinen schönen und festlichen Ausdruck.

Edith Maria Russ.



Hans wird Soldat

und muß die geliebte Annerl verlassen, um die er bisher vergeblich getreut hat. Will Sinn spielte die Rolle des Liebhabers.

barvolkes, das so hart um Freiheit und Selbständigkeit gekämpft hat. Die slowakische Kunst, der diese festlichen Tage gewidmet waren, ist aus dem stolzen Dasein eines lebensbejahenden Bauernvolkes gewachsen. Sie gilt vor allem dem bäuerlichen Leben der Heimat.

Das Lustspiel des Dichters Josef Gregor Tajovsky, dessen reichsdeutsche Uraufführung im Mittelpunkt der Veranstaltung stand, ist ein echtes, humorvolles Volksstück. Es schildert die Liebe eines jungen Paares, das von den Müttern aus Eigensucht nicht zusammengegeben werden soll. Hans, der Bräutigam und



Das ist Florians Stammlokal

Hier erzählt der etwas auf die schiefe Ebene geratene Held von seinem vermeintlichen Glück und der großen Erbschaft. Enttäuscht von den angeblichen Freunden und vom Schicksal zur Selbstbesinnung getrieben, erkennt er erst später das wahre Glück des Lebens. Unsere Aufnahme zeigt das realistische Szenenbild der Görlitzer Uraufführung. Aufn.: Saborowsky (2), Schneider, Wolff

WIEDERSEHEN MIT *Katrine*

FORTSETZUNG VON SEITE 9

„Natürlich gehört sie zu mir!“ rief Wendel unüberlegt.

„Ach so. Wohin fahren wir denn?“ Während sie zu zweit die Frau auf die Brücke hinaufschafften, drängten sich in Wendels Kopf die Gedanken. Sollte er sie in ein Hotel bringen? Sicherlich war es schwer, ein freies Zimmer zu finden. Also ein Ausweg, der sich als unmöglich erwies. In letzter Minute fiel ihm ein, daß er ja einen Freund in Danzig hatte. Markus Dodenhöft in der Kleinen Hosennähergasse.

*

Markus Dodenhöft war so alt wie Wendelin Jurgeleit: dreiunddreißig Jahre. Er war eigentlich Seemann. Mit sechsundzwanzig Jahren war er noch als Zweiter Offizier auf dem Frachtdampfer einer kleinen Danziger Reederei über die Ostsee gefahren. Nach Schweden und Finnland. Dann hatte er bei einem stürmischen Wetter, bei dem die Ladung überzukommen drohte, einen Unfall erlitten. Sein linkes Bein war steif geblieben, und seitdem war es mit der Seefahrt vorbei. „Ein bißchen früh zwar“, pflegte er zu sagen, „aber man kann sich deshalb nicht umbringen.“ Seit sechs Jahren arbeitete er beim Hafentamt in Danzig.

Die Kleine Hosennähergasse, in der er seit diesen sechs Jahren eine winzige Wohnung besaß, befand sich

unten am Hafen, gleich hinter der berühmten Langen Brücke. Wenn man die Nase zum Fenster hinaussteckte, roch man das Wasser der Mottlau. Es war eine kleine und sehr enge Gasse mit alten, spätgotischen Häusern.

Markus Dodenhöft lag an diesem Sonntagmorgen um halb sieben Uhr noch im Bett. Den Verdunkelungsvorhang an seinem Fenster hatte er bereits hochgezogen. Er überlegte gerade, wie er den Sonntag verbringen sollte. Man konnte nach Heubude hinausfahren und in der Danziger Bucht baden. Das Wetter würde ja wohl schön werden. Oder sollte er sich im Zoppoter Kurgarten das Konzert anhören?

Er war noch zu keinem Entschluß gekommen, als plötzlich die Wohnungsglocke anschlug.

Er hatte es nicht eilig mit dem Öffnen und zog sich erst umständlich seinen Bademantel an. Als er endlich die Tür aufschloß, läutete die Glocke bereits zum viertenmal.

„Nur nicht so ungeduldig“, sagte Markus begütigend, als er geöffnet hatte. „Was gibt's denn?“

Auf dem Treppenabsatz stand ein Mann, den Markus nicht sogleich erkannte, auch nicht, als er zu ihm sagte:

„Ach Gott, du bist noch nicht angezogen. Aber komm doch, bitte, gleich mal mit herunter. Es steht eine Taxe unten. Du mußt mir rasch helfen.“

(Fortsetzung folgt)

RÄTSEL

Silbenrätsel

a — a — bra — da — e — ei — en — fisch — ga — lauf — lek — li — li — ly — ma — man — nacht — ne — ni — qua — ra — re — ri — rin — schat — schrat — si — ten — ten — tin — tra — um — um — wald — ze

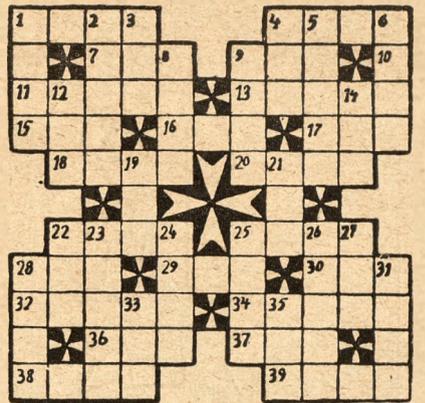
Aus den Silben sind 11 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, einen Spruch ergeben; sch = ein Buchstabe. Die Wörter bedeuten:

1. Südfrucht, 2. Edelstein, 3. Giftpflanze, 4. Lehranstalt, 5. Oper von Richard Strauß, 6. südamerikanischer Freistaat, 7. Krake, 8. nordamerikanischer Wasserfall, 9. Rundschreiben, 10. erhabenes Bildwerk, 11. Waldgeist.

Kreuzworträtsel

Waagrecht: 1. Berg in der Schweiz, 4. Reich in Asien, 7. Bergweide, 9. Schiffsteil, 11. altrömischer Diktator, 13. Musikinstrument, 15. Papagei, 16. Spaltwerkzeug, 17. Bodenschatz, 18. weiblicher Vorname, 20. Staatsabgabe, 22. Freßwerkzeug, 25. Stadt in Baden, 28. Getränk, 29. indische Münze, 30. badische Industriestadt, 32. leere Halme, 34. Geflecht, 36. Vorfahr, 37. Stadt in Sachsen, 38. Frauennamen, 39. Fluß zur Donau (in Württemberg).

Senkrecht: 1. Mischfarbe, 2. Liebhaber, 3. Fluß zum Rhein, 4. Raubvogel, 5. Metallstift, 6. Körperorgan,



8. Fluß in Belgien, 9. Pferdekrankheit, 10. Fluß bei Passau, 12. Schweizer Kanton, 14. Tiroler Paß, 15. Schachspielort, 19. australischer Laufvogel, 21. Fluß zur Wolga, 22. Honigtrank, 23. Fiskus, 24. Fluß zum Rhein, 25. Säugtier, 26. Gasthof, 27. Farbe, 28. Name eines Sees im Sudan, 31. Fluß in Marokko, 33. Fluß in Oldenburg, 35. Fluß in Unterfranken.

Rätselaufösungen

Kreuzworträtsel. Waagrecht: 1. Dur, 4. Epp, 7. Ade, 9. Bau, 10. Sonnabend, 11. Astnest, 12. Sägewerk, 16. Obi, 17. Rio, 18. Log, 19. Gas. Senkrecht: 1. das, 2. Udo, 3. Rennsteig, 4. Ebersberg, 5. Pan, 6. Pud, 8. Sänger, 12. Sol, 13. Abo, 14. Rio, 15. Kos. Silbenrätsel. 1. Albatros, 2. Manila, 3. Forum, 4. Elefant, 5. Salbei, 6. Termiten, 7. Eichendorff, 8. Spiritus, 9. Terzett, 10. Espe, 11. Neptun, 12. Schadow, 13. Taku, 14. Euler, 15. Horaz, 16. Trosse, 17. Wimpel, 18. Achat. = Am festesten steht, was am tiefsten wurzelt.

wo die Druckknöpfe sitzen, bedeutet die besondere Widerstandsfähigkeit des Nähfadens auch Erhaltung des Stoffes. Gütermann's Nähseide ist reißfest, elastisch und farbecht.

Gütermann's Nähseide
nur dort, wo es wichtig ist

Hier ist der beste Platz für's Spar-geld

Städtische Sparkasse
Zu Breslau

Was ist Vergeudung?

Wenn man mit zu feuchter Zahnbürste über das „Rosodont“-Stück streicht. Dadurch löst sich zu viel von dem kostbaren Stoff, der nutzlos über den Dosenrand träufelt. „Rosodont“ ist im Verbrauch infolge der festen Form sehr sparsam!

A. H. A. BERGMANN WALDHEIM (SA.)

Rosodont
Bergmanns feste ZAHNPASTA

Vor dem Kehrriecht gereifet!

Wir müßen heute alle Sachwerte erhalten. Viele Dinge können wir noch kleben oder kitten mit dem wasserfesten, farblosen Klebstoff

UHU
Der Alleskleber

3 HERZBLÄTTER
Die Schutzmarke unserer Präparate

TOGALWERK GERH. F. SCHMIDT
Fabrik pharmaz u. kosm. Präparate
MÜNCHEN

Die tägliche Gewissensfrage!

Frage Dich jeden Abend: „Habe ich heute alles getan, um meinen Lieben an der Front zu helfen?“ Wenn Du dann mit gutem Gewissen antworten kannst: „Ja“, wirst Du ruhiger schlafen. Wie steht es z. B. mit Deinem Gas- und Stromverbrauch? Bedenke: Nach einem Erlaß des Generalinspektors für Wasser und Energie müssen gegenüber dem Vorjahr von uns allen 10-20% des Gas- und Stromverbrauchs eingespart werden. Nur so kann die Front alles erhalten, was sie zur Erleichterung ihres schweren Kampfes braucht. Auf jede Kleinigkeit, auf jede Sparmöglichkeit kommt es also an! Meist ist ja gar keine Einschränkung nötig, sondern nur die Vermeidung unnützer Verschwendung. Wer es aber erreicht hat, daß er bei der unbedingten Mindestgrenze des Verbrauchs angelangt ist, der kann von sich sagen: „Auch ich helfe siegen!“ Und das macht die nötige Selbstkontrolle beim Gas- und Stromverbrauch so leicht!

Spar Strom und Gas wie leicht fällt das!

Phebrocon-Serol
gegen
Fuss-Flechte
Juckreiz u. Entzündung zwischen den Zehen.
Erhältlich in Apotheken

Merz & Co. Frankfurt am Main

Vorübergehend
kann es einmal vorkommen, daß Sie Camelia nicht überall bekommen. Aber keine Sorge, die Produktion ist keineswegs gekürzt worden. Die Versorgung mit Damenbinden ist nach wie vor gesichert.

Camelia
DIE ZUVERLÄSSIGE REFORMBINDE

Ein einfacher Deckel

wie wir ihn für Crem-Ellocar Töpfe verwenden, aber welcher langen Weg läuft er vom Rohstoff bis zur Fertigung und wie viel Gas-Strom und Kohle braucht er auf diesem Wege? Helfen Sie darum mit diesen wertvollen Energien zu sparen und geben Sie immer den leeren Cremekopf mit Deckel Ihrem Händler zur Neufüllung zurück!

Ellocar

Am Heizelmännchen auf der Dose erkennen wir schon immer die gute Schuhcreme aus den Sildot-Werken. Von dort hörten wir auch schon immer den guten Rat: Heuchdünn mit dem Lappen auftragen!

Lodix
SCHUHPFLEGE

Der Weg zum Betriebsassistenten!

Ich möchte meinen Dank abstellen für Ihre interessanten und tatsächlich leichtfaßlichen Lehrbriefe. Dank Ihrer Schule habe ich es vom Schlosser über Vorwächler, Lehrwerkstattleiter und Vorkalkulator zum Betriebsassistenten gebracht.

Alfeld, am 5.9.40. O. Götz.
Hannoversche Straße 10

Was ist mit Herrn Götz?
Er sollte Ihr Vorbild sein! Er ist ein Vorwärtstreiber, der weiß, was er will; er ist Christiani-Schüler. — Und neben ihm stehen Tausende, die sich ein festes Ziel steckten: Es im Beruf zu etwas zu bringen.

Sind Sie einer von diesen!
Wenn Sie den Willen haben, auf einen höheren Posten zu gelangen, dann nutzen Sie Ihre Fähigkeiten. Der Christiani-Fernunterricht in Maschinenbau, Bautechnik, Elektrotechnik und anderen Fächern vermittelt Ihnen das Rüstzeug zur Aufwärtsentwicklung. Monatliches Studienhonorar RM 2,75.

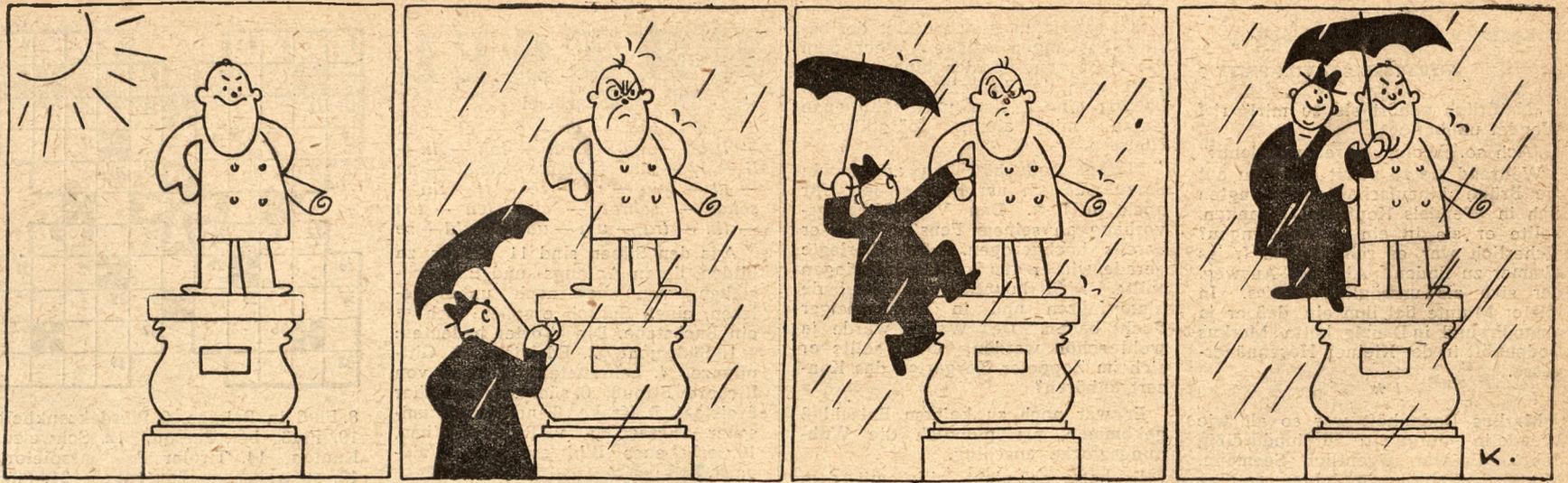
Dr.-Ing.-habil. P. Christiani, Konstanz 75

Madaus

Arzneimittel aus Frischpflanzen

erhältlich in allen Apotheken

DR. MADAU & CO. RADEBEUL/DRESDEN



Denkmalsschutz: Ein Mann mit sehr viel Herz

Männer sind manchmal komisch...

Sonderbare Sachen, die unserem
Zeichner Willy Key auffielen.



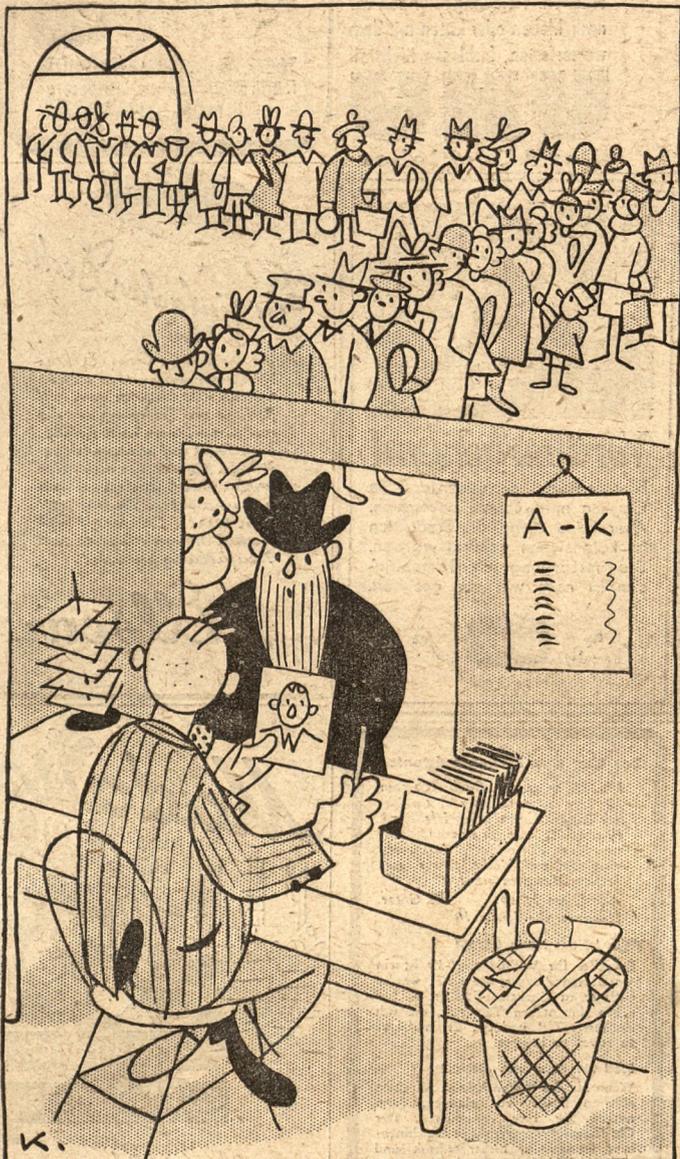
Wissensdurst

„Was bedeuten denn die Nummern hier auf den Bildern — Sind das vielleicht die Telephonanschlüsse von den Modellen?“



Hutsorgen

„Warum zeigen Sie mir denn so kleine Hüte, haben Sie keine größeren?“
„Gewiß, aber die kleinen müssen doch auch einmal verkauft werden.“



Im Vertrauen

„Herr Funker Fritz, können Sie mir als dem stellvertretenden Familienvorstand meines eingezogenen Vaters versprechen, daß sie es mit meiner Schwester ehrlich meinen?“

Oben rechts: **Reichlich naiv**

„Sie haben anscheinend die falsche Nummer gewählt, mein Herr. Die einzige Frau, die hier Mizzi heißt, gehört mir.“

Links: **Höflichkeit**

„Auf Ihrem Photo haben Sie aber gar keinen Bart!“
„Verzeihen Sie, ich leide an ziemlich raschem Bartwuchs.“

Rechts: **Der Ausweg**

„Die Straße ist doch frei! Warum klingeln Sie denn andauernd?“
„Weil sich das Wetter ändert, Herr. Ich hab' so'n Jucken im großen Zeh.“

